

Gedanken

über

alt heidnischen

Aberglauben

von

A. E. Wagner,

Prediger der freien christlichen Gemeinde in Stettin.

Aus dessen „Handbuche religiöser und moralischer Bildung“ besonders abgedruckt.

Stettin, 1854.

In Commission von L. Saunier.

Erster Theil.

Denkübungen.

Vergleichende Prüfung alter Religionen.

„Prüfet Alles.“

Heidenthum.

I.

„In seinen Göttern malt der
Mensch sich."

Es soll einmal ein goldenes Zeitalter gegeben haben. Nach den Aussagen berühmter Schriftsteller wäre es im Heidenthum gewesen. So preiset es Schiller in einem seiner Gedichte: „**die Götter Griechenlands**". Seine zärtlichsten Erinnerungen weiht er ihrer Religion. Damals, meint er, wo die vielen Gottheiten als liebliche und schöne Wesen im Glauben — in der Einbildung — der Menschen walteten, war das Leben auch schön und lieblich, schöner und lieblicher als jetzt, wo dieser Glaube fehlt. Damals wimmelte noch Alles von Göttern und Göttinnen jeder Art, und man mußte immer und überall ihre beseligende Nähe fühlen. Sie regierten — aber nur „an der Freude leichtem Gängelband," und der Mensch konnte, durfte nicht traurig sein. Nicht „finstrer Ernst und trauriges Entsagen," sondern Seligleben war der Götter Gebot und Wille, daher gehörten Blumen, Gesang, Tanz und Spiel zum Gottesdienste und Glücklichsein, Glücklichmachen war der Kern aller Religiosität. — „Wie ganz anders, anders war es da!" ruft der Dichter und indem er einen betrübten Blick auf das nüchterne und farblose Leben seiner Gegenwart wirft, seufzt er:

„Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder, holdes Blüthenalter der Natur! — Ach, nur in dem Feenland der Lieder lebt noch deine fabelhafte Spur.“ —

Einem Dichter verargt man nicht solche liebliche Phantasien und fragt nicht, ob es einst in Griechenland auch wirklich so war, wie er es besingt. Daß die Griechen bei ihrem Götterdienste je und nur halb so neidenswerth glücklich waren, wie Schiller spricht, ist nicht nachzuweisen: aber das glaubt ihm ein Jeder gerne, daß zwar die Menschen immer und in Allem — nach Kraft ihrer Erkenntniß und ihres Charakters — glücklich zu sein strebten, daß dagegen alle Seligkeiten des Heidenthums, alle die schönen Götter und was ihnen angehört, eben „nur im Feenlande der Lieder“ aufzuspüren sind.

Der Dichter, dem es um Bildung und Kunst, Wissenschaft und edlen Lebensgenuß zu thun ist, leiht gerne seinen Gedanken irgend ein schönes Kleid. Schiller sehnt sich nach dem Leben eines goldenen Zeitalters, er träumt von einer bessern Welt, und — „sie war einmal — denkt er — unter der Freudenregierung beseligender Gottheiten, in jenem Lande, das seit undenklichen Zeiten alle Dichter preisen.“ Da wurden alle die Forderungen und Wünsche erfüllt, die er an das Leben stellt. Dahin versetzt er also seine Sehnsucht und beschreibt Götter, Religion und Seligkeit. Doch, genau besehen, sind es nur des Dichters Phantasien. — „Schöne Welt, wo bist du?“ — In der Seele Schillers. — Die Welt der Griechen, ihr Glück, ihre Götter, Alles veredelte Traumgestalten der gesteigerten Einbildungskraft. Der Dichter malte seine Sehnsucht, und in dieser Malerei — sich. Er selbst war es, der „eine zauberische Hülle lieblich um die Wahrheit gewunden“ und Griechen und Götter so gedacht hat, wie er sie wünschte, wie sie sein könnten, oder sollten.

„In seinen Göttern malte sich der Dichter.“ —

Aber wie ein Dichter, so ein Dichtervolk; wie Schiller, so die **Griechen** des Alterthums. Ihre Religionslehren waren Dichtungen, hervorgegangen aus den Eigenthümlichkeiten eines ganzen Volkes. In einem reizenden Lande lebend, von mildem Klima begünstigt, von wunderherrlichen Naturerscheinungen umgeben, entwickelte sich dieses Volk auf besondere Weise. Die Naturgesetze waren nicht drückend und nöthigten nur zur leichten Arbeit, zu jenen Beschäftigungen, die das Leben verschönern. Sorge und Qual brauchten eben

nur so groß zu sein, um die Annehmlichkeiten des Daseins zu würzen, und das Volk konnte sich der Heiterkeit und Zufriedenheit ungehindert ergeben. Das Land war reich an Naturgaben, aber es war nicht zu reich; seine Bewohner wurden nicht abgespannt und träge. Es war auch nicht zu groß; ein freies einiges Zusammenleben machte sich leicht, leichter, als bei Völkern, deren ungeheure Größe nur durch Gewalt und Strenge zusammengehalten werden konnte. —

War nun eine Nation, wie die griechische, frei und frohen Muthes, so konnten ihre Götter nicht finster, mürrisch und unerbittlich strenge sein, und war der Grieche, durch den Reiz der Natur angeregt, empfindsam sinnlich, so waren es auch seine Götter. Hatte er feine Bildung und edlen Geschmack an Schönheit, Kunst und Wissenschaft, so hatten das Alles im höhern Grade auch sie; trieb der Mann Ackerbau und Gewerbe, oder führte er ein Hirten- oder Jägerleben, so wußte er Gleiches von seinen Göttern zu sagen. Ja, sein ganzes Hauswesen dachte er sich im himmlischen Wohnsitze nach veredelterem Maße wiederholt; es fehlten da nicht einmal die spinnenden und webenden, zank- und eifersüchtigen Götterfrauen. —

Wenn je eine Religion, so bestätigt die der alten Griechen den Ausspruch: „In seinen Göttern malt sich der Mensch." —

Der Griechen Gottheiten sprechen und verstehen griechisch. Welche andere Sprache sollte ihnen auch eigen sein? — Sie mußten ja ihn, er sie verstehen, sonst halfen sie ihm nichts. Wenn er im duftenden Haine, im feierlich stillen Walde einsam lustwandelte, und ein leiser Schauer natürlicher Andacht ihn überlief, da dachte er an die heilige Nähe eines Gottes, einer Göttin, oder Beider, oder Mehrerer. Er lauschte, horchte und — hörte: — Was? — Das leise Geflüster der Baumzweige. Und es dauerte nicht lange, so verstand er auch dieses Geflüster: — Die Gottheit sprach, offenbarte. — Verstand er aber nichts davon, so fragte er seine Priester, was dieses und jenes Flüstern zu bedeuten habe. Und seine Priester gingen hin, horchten und hörten es auch, verstanden es gar wohl und wußten es genau wieder zu sagen. Sonderbare Fügung! Was der griechische Priester dachte, das hatte die Gottheit geoffenbart. — „Im Gotte malte sich der Priester." —

Das griechische Volk zeichnete sich durch eine lebhafte Phantasie aus und daher fand es all überall und für Alles, für das Hauswesen, wie für die bürgerlichen und staatlichen Verhältnisse, selbst für

die ganz besondern Angelegenheiten eines Einzelnen, geeignete Gottheiten, einflußreich und segenspendend, wie man es nur wünschen konnte.

In allen Lüften schwebten sie, in Bäumen und Gebüschen, im Schilf und Rohr, an Bächen und Hügeln, selbst im todten Gestein nisteten sie und im blendenden Schaum der Wellen trieben sie ihr seliges Wesen. „Alles zeigte — doch nur dem geweihten Blick — irgend eines Gottes Spur.“ —

So kam es, daß der Grieche selbst jene Dinge freudig beseelt glaubte, die noch nie empfunden haben, nie empfinden werden. Er aber nur — genau betrachtet — hauchte ihnen Leben, Götterleben, d. i. seiner Gedanken Leben ein. —

Es ist dann begreiflich, daß diese zahllosen Gottheiten des altgriechischen Glaubens von der gesteigerten Einbildungskraft mit dem Besten und Reitzendsten oder möglichst Sonderbaren und Wunderlichen ausgestattet wurden. Der Grieche ließ da seinem Witz und Scharfsinn freien Lauf. Daher enthalten auch seine Göttergeschichten manche bedeutungsvolle Einbildung menschlichen Geistes. — So lehrt z. B. der griechische Götterglaube, der Verstand des allerhöchsten Gottes sei ein besondres Wesen, Gottmensch, geworden, nicht vom Weibe geboren. Aus dem getheilten Schädel des Göttervaters sei dieser verkörperte Verstand, Minerva, die Göttin der Weisheit, hervorgegangen; sie habe dann den Menschen Kunst, Wissenschaft und Fertigkeiten aller Art gelehrt. — Der Gott der Zeit hat — so sagte der rechtgläubige Grieche — seine eigenen Kinder, die Kinder seiner Kraft, wieder verzehrt, mit Ausnahme jener, welche seine Frau glücklich zu beseitigen gewußt hat. Diese — es waren ihrer Drei — stießen dann ihren Urheber vom Weltenthrone und theilten die Regierung; der Eine behielt Himmel und Erde, der Andere nahm das Wasser, der Dritte die Unterwelt. — So groß die Welt für den damaligen Verstand der Menschen war, wurde sie unter die göttlichen Machthaber vertheilt.

Wie erfinderisch war die Phantasie der Griechen, wenn sie erzählten, daß die Götter Uebelthaten, besonders die Beleidigung ihrer Hoheit, straften. Der Eine mußte z. B. seinen Frevel dadurch büßen, daß er mitten unter üppigen Fruchtbäumen hungerte und an sprudelnden Gewässern vor Durst verschmachtete. — Ein Anderer mußte ein

Felsstück den Berg emporwälzen, nahe am Ziele aber ließ es seine Hand immer wieder in die Tiefe hinab entgleiten, um die mühsame Arbeit ewig von Neuem zu beginnen. — Ein Dritter hatte aus Lehm und Wasser Menschen gebildet, und den Göttern ein wenig des himmlischen Feuers entwendet, um damit seine kleinen, armen Menschenpuppen zu versorgen, d. h. zu beleben. Dafür wurde er, der Frevler! an einen Felsen des großen kaukasischen Gebirges angeschmiedet und täglich hackte der Götter-Adler ihm aus dem Leibe die Leber, welche über Nacht immer wieder neu anwuchs. — Was des Menschen Phantasie träumt, das geschieht, wenn sonst nirgend wo, wenigstens im Reiche der Götter. —

Der Grieche glaubte zwar nicht, daß die Gottheiten seines Volkes höchst gerecht, gütig und heilig, oder etwa ewig, ja er meinte, daß sie nicht einmal allmächtig, allwissend, allgegenwärtig seien: aber er muthete ihnen alle übermenschlichen Vorzüge an Muth, Stärke und Beweglichkeit zu, vorzüglich immerwährende Jugend und die neidenswerthe Fähigkeit, sich unsichtbar zu machen. Und wie er glaubte, so waren sie. —

Auf sein Leben ließ er sie großen Einfluß üben, aber das höchste und eigentlichste Geschick legte er nicht in ihre Hand, sondern dachte, sie selbst seien an ein Schicksal gebunden, das ihnen unbekannt ist. —

Wenn ihre Kräfte auch übermenschlich waren, so konnten sie doch nicht unendlich sein; denn das wußte der glaubensvollste Grieche, daß sich eine jede Kraft bei übermäßiger Anstrengung aufreibt. Daher wurde auch den Göttern allzulange Mühe schwer, und sie ermüdeten, wurden im Kampfe verwundet, wohl gar gefangen. —

Er muthete ihnen zu, daß sie — in der Regel — das Gute wollen und beschützen, das Böse hassen und meiden: aber er war auch des Glaubens, daß sie — ausnahmsweise — nicht können, wie sie möchten, daß sie zwar an ihre Eide gebunden sind, es aber im Nothfalle mit Lüge und Betrug nicht genau nehmen, ja wohl gar in die Nothwendigkeit kommen können, den Menschen selbst zum Eidbruch oder andrem Unrecht zu verleiten. — Er malte in dem Ihren sein Leben. —

„Mit der Götter Hülfe" vollbrachte der Grieche Alles, oder hoffte es zu vollbringen, auch das Unrecht, auch Thorheiten und Schwänke, Rauschhändel, Zank und Krieg. Am Trojanischen Kriege

nahm fast die ganze Götterwelt Antheil, und zerfiel dabei in zwei Partheien, eine für, eine gegen die Griechen. Was hätte der Mensch auch von seinen Göttern, wenn sie nicht an Allem, was ihm begegnet, Theil nähmen.

Lach- und lebenslustige Menschen werden sich auch ihren religiösen Glauben darnach einrichten. Das lehrt die tägliche Erfahrung. Der Grieche, heitern Humors und aufgeräumten Gemüths, wie er war, verehrte zwar seine Gottheiten hoch, aber er hielt sie nebenbei für sehr genuß- und vergnügungssüchtig, voll Lust und Uebermuth, voll Schalkheit und Ränke. — Sie waren dann sein, oder er war ihr Ebenbild. — Zu den wichtigsten Beschäftigungen derselben gehörten daher Spiel und Vergnügtsein *) und die heilige Schrift wußte auch gar manchen heitern Scherz, von Göttern ausgeführt, zu erzählen, der — genau bedacht — eigentlich manche geschichtliche oder naturwissenschaftliche Wahrheit in sich verborgen hielt. — In der Götter Erlebnisse zeichnete man ja so gern die Seinen. —

Der Gott der Unterwelt z. B. hatte früher einmal, als sein Vater noch allein regierte, in einem ehelichen Zwiste desselben die Partei der Mutter genommen und war bei dieser Gelegenheit von dem erzürnten Vater vom Himmel herabgeworfen worden. Ein hinkendes Bein war die Folge des Falles. Er hatte nun das Schmiedehandwerk ergriffen und, als es galt, den Vater vom Throne zu stoßen, seinen Brüdern die nöthigen Waffen geliefert. Die große Donnerkeile des Ersten der Drei war ein Kunstwerk, das aus seiner Werkstätte hervorgegangen war. Als er dann selbstständiger Gott der Unterwelt wurde, erhielt er, trotz seiner Häßlichkeit die Schönste der Göttinnen, die aus Meeresschaum Gestaltete, zur Frau. Einst waren die Götter auf dem durch seine reizende Lage wohlbekannten Berge Olymp in gewohnter Weise versammelt, und der hinkende Schmiedemeister ging, in der Gesellschaft den verjüngenden Göttertrank reichend,

*) Selbst noch in späteren Zeiten, als das Leben des Heidenthums im Lichte der Christuslehre zu erblassen anfing, sprach ein christlicher Schriftsteller allen Ernstes von dem Spielzeug des Göttervaters, das in einem Ball bestand, verfertigt von dem Schöpfer des Kosmos, d. i. der schönen Welt. — Auch Jehovah pflegte — bis zur Zerstörung Jerusalems, seiner Stadt — mit dem Leviathan täglich drei Stunden lang zu spielen. So bezeugen altrabbinische Urkunden.

hin und her. Doch der Mann der reizendsten Frau bemühte sich, gerade zu gehen, und über seine Anstrengung, den Fußfehler zu verheimlichen, brachen die gesammten Gottheiten in ein Gelächter aus, von dem die heilige Schrift der Griechen sagt, es sei „unauslöschlich" gewesen. — Woher mag wohl das Volk den Stoff zu dieser Erzählung genommen haben? —

Aber solcher heiteren Bilder war die Religion der alten Griechen übervoll, und Alles, was Scharfsinn, Laune, Witz und Einbildungskraft zu Tage förderten, gelangte auf dem Wege der Dichtkunst in das Reich der Götter.

Der Höchste Aller, der „Gebieter im Rathe der Götter," der „Vater alles Lebens," „der Wesen Herr," „der Allschauende," dessen dreifaches Auge die dreifache Welt bewacht, der „ist, war und sein wird," Zeus, mit dem Donnerkeil und Blitzesstrahl, fürchterlich in seiner Macht und wie sonst noch ihn der rechte Glaube schilderte, war nebenbei das geistreich ausgedachte Ebenbild eines griechischen Herrschers, voll Kraft und Schwäche, Hoheit und Niedrigkeit, Ernst und Scherz. Der Charakter des griechischen Volkes hatte nichts dagegen, daß diese höchste Gottheit bei aller Majestät und Würde doch sehr menschlich gesinnt und gewillt war, ein Lebemann, der nicht verschmähte, alle Freuden des Daseins zu kosten, wo und wie immer sie sich darbieten. — „Keiner Freude schämte sich der Gott." — Dabei konnte er allerdings nicht immer sehr heilig und gerecht sein. Dagegen hatte jedoch der Glaube nichts einzuwenden. —

Dessen Gattin war das Ideal einer tüchtigen Griechenfrau und Hausmutter. Damit ihr aber ja nichts zur Vollständigkeit fehle, mußte sie auch höchst zänkisch und eifersüchtig sein. Während sie ihre Nebenbuhlerinnen mit griechisch leidenschaftlicher Rache verfolgte, quälte sie ihren Mann mit Vorwürfen so sehr, daß er sie endlich in seinem Zorne an einer goldenen Kette in den Lüften aufhängte. —

In der Erzählung und Beschreibung des göttlichen Getreibes übersprudelte die Dichter-Phantasie Griechenlands auf eine zu allen Zeiten bewunderte Weise, und wer diese Mythologie liest, wird auch ohne Zweifel den oft bewährten Ausspruch gerne unterschreiben, in seinen Göttern habe der Grieche eigentlich nur sich gemalt. —

Er selbst war auch das einzig mögliche Sinnbild der Gottheit, ein Bild Gottes für die Sinne. Außer ihm gab es ja nichts Höheres

und Götterwürdigeres zu sehen; wenigstens kannte er nichts, hatte es nie gesehen, nie gehört. Das Maaß aller Dinge mußte daher der Mensch werden und beim Griechenvolke natürlicher Weise der Grieche. — So wurden die Götter seines Glaubens vergeistigte Menschen, und wenn ihnen die Phantasie auch die größten Sonderbarkeiten andichtete, so wachte das bessere Gefühl eines so gebildeten Volkes darüber, daß sie immer der Verehrung würdig blieben.

Was die äußere Darstellung des religiösen Glaubens betrifft, so hat dieses kunstliebende Volk darin immer nur Schönheitssinn und edleren Geschmack entfaltet. Man denke nur an den Ruhm seiner Maler und Bildhauer. Die Griechen selbst, ein schöner, edel gebildeter Menschenschlag, konnten den Göttern nicht andere Gestalten andenken, als griechische. Der Nationalstolz allein hätte es schon verlangt. *)

Aber Niemand wird glauben, daß ein Volk ohne Leitung und Führung, einstimmig denselben Ausdruck religiöser Gefühle finden und aussprechen wird. So wie eine jede Nation hatte auch die griechische ihre Tonangeber und Stimmführer. Ihre vorzüglichsten Religionslehrer waren jedoch nicht Priester, sondern Dichter. Diese liehen dem Volksglauben die rechten Worte, lieferten in die Göttergeschichten einen geistreichen Zusammenhang und übertrugen die Forderungen des Schönen, Guten und Wahren auf die höhern Wesen des religiösen Bedürfnisses. Diese Prediger waren es allein, die zum Bilde den Text oder zum Text das Bild lieferten; sie veredelten den Aberglauben nach ihren Gesetzen der Schönheit und Phantasie. — Daher waren auch die Werke der vorzüglichsten Dichter in Griechenland des Volkes heilige Schriften, und ihre Sammlung hatte den Werth und das Ansehen der Bibel. An hohen Festtagen z. B. wurden aus den

---

*) Selbst die ausgelassensten Bilder der Göttergeschichte überschritten nicht die Grenze des Schönen. Wenigstens haben nach Jahrhunderten die ernsten und strengen Bekenner christlichen Glaubens diese Anerkennung nicht versagt. Der berühmte Kirchenvater Chrisostomus z. B. machte dem griechischen Götterbildner Phidias den ehrenvollsten aller Vorwürfe, „er habe eine große Verantwortung auf sich geladen, das Bild Gottes so herrlich gestaltet zu haben, daß Griechenland und wer es sieht, sich Gott nicht mehr anders denken könne.

Dichtungen des alt-ehrwürdigen Homer*) einzelne Stücke feierlichst vorgelesen und das Anhören solcher Vorlesungen galt als religiöse Handlung und Erbauung, die selbst die Kraft hatte, eine böse That zu sühnen. — Den Schulkindern wurden ebenfalls ausgewählte Bruchstücke der Dichter vorgetragen oder mußten von ihnen auswendig gelernt werden. — — Von Alexander dem Großen sagt die Geschichte, er habe die Werke Homer's in einem kleinen Schranke auf allen seinen Feldzügen mitgeführt, und des Nachts einzelne Theile unter das Kopfkissen gelegt, offenbar in dem Glauben, daß diesen „heiligen Schriften" eine schützende Kraft inwohne. —

Daher hat auch der griechische Geschichtschreiber Herodot — zu einer Zeit lebend, in der er es schon sagen durfte — mit nüchterner Verständigkeit behauptet, „Dichter hätten den Griechen die Gottheiten gemacht." — Er hatte insoferne vollkommen Recht, als bei den Griechen ebenso, wie bei allen andern Völkern, mit schöner Redekraft begabte Männer dem, was Volkes Glaube war, ein passendes Gewand gaben, wobei sie die vorgefundenen Meinungen entweder ganz benutzten, oder die darin enthaltenen Widersprüche und Mängel beseitigten und Neues hiuzudichteten. Und war es vielleicht ganz und gar der Fall, haben Dichter als singende und offenbarende Prediger des Volkes die Gottheiten und ihre Geschichte allein erdacht und ausgestattet: so durften diese doch nicht anders aussehen, als es dem allgemeinen Charakter der Griechen zusagte. Der Dichter mußte immer in den Göttern das Gemüth und die Denkweise des Volkes darstellen, wo nicht, glaubte Niemand seinen Worten. Ein Volk verehrt am liebsten den Gott, der nach seinem Ebenbilde, d. i. nach Maßgabe seiner Bildung und Sittlichkeit erschaffen worden ist. —

Nach und nach mußte freilich, bei zunehmender Naturkenntniß und geregelter Phantasie, aller Reiz des alten Götterglaubens schwinden. Die Philosophen waren die Ersten, welche das Dasein der alten Götter leugneten. Sie waren Gottesleugner, d. h. sie waren andere Menschen und hatten andere Gottheiten. Sokrates mußte dieses

*) Die Werke dieses Dichters entstanden beiläufig 1000 Jahre vor Christi Geburt: die Dichtungen dagegen, welche als Schluß des griechischen Götterglaubens anzusehen sind, stammen aus dem vierten christlichen Jahrhundert. Von da an wuchs der Unglaube der einzelnen Christengemeinde in die Masse des ganzen Volkes hinein.

Verbrechen, „sich in andern Göttern zu malen," als in denen, die des Volkes waren, mit dem Tode büßen. — Durch neue Kenntnisse wurde endlich nach und nach der Glaube auch des übrigen Theils im Volke erneut und der Grieche der Gegenwart malt sich nicht mehr in den Göttern seiner Urahnen, sondern in Andern, weil er selbst durch und durch anders geworden ist.

Neben das an Gedanken und Thaten so reiche Griechenvolk stelle sich nun vor das Auge des forschenden und prüfenden Geistes ein Anderes, das Volk der **Hindu** — Indier — welches die Geschichte zu den ältesten des Menschengeschlechts zählt, und das seit seinem ersten Bekanntwerden bis auf unsere Tage — also durch mehrere Jahrtausende — auf einem und demselben Punkte der religiösen Bildung und Sittlichkeit, wie festgewurzelt, stehen geblieben ist. Erst in der neuesten Zeit drohen große Gefahren seiner alten Glaubenstreue: zu Lande stürmen immer mächtiger eroberungslustige Kriegermassen heran, zu Wasser die habsüchtigen Handelsvölker. Jene bringen in ihren Waffen, diese in neuen Waaren den Sauerteig mit, der nach und nach die verknöcherten Glaubensmeinungen des Alterthums in Gährung bringen soll.

Der Wohnplatz der Hindu ist von dem der Griechen ganz und gar verschieden. Dort ist der Mensch von einer überreichen und maaßlosen Fülle der Natur umgeben, die ihn fast erdrückt. Alles, was er um sich sieht, ist riesenhaft. Im Gestein, im Pflanzen- und Thierreiche erblickt er die größten Ungeheuer, die aus dem wuchernden Ueberfluß der kleinen Dinge Furcht und Staunen erregend hervorwachsen. — Wir erfahren aus Beschreibungen dort lebender englischer Offiziere und Kaufleute, wie zauberhaft und wunderbar die ganze Natur dem ungewohnten Auge erscheint. Inmitten ihrer Großartigkeit mag sich der Hindu stets nur klein vorgekommen sein, und seine Phantasie, immerfort und lebhaft in Anspruch genommen, mußte wohl ausarten.

In der That zeigt auch die uralte Religionslehre dieses Volkes, daß Alles, was ein Hindu seinen Gottheiten zudenkt, riesig, kolossal und ohne Maaß ist. So ungeschlachtet, wie seine Phantasie, ist auch sein Gott. Die Bilder und Statuen, die er aus Holz, Stein und Metall fabrizirt, um sie dann auf das Gewissenhafteste anzubeten, sind phantastisch ausgespreizt, steif, verzerrt und durch Ueberladungen häßlich. Im Kopfe des Indiers geht die große Menge der Vorstellungen bunt durch einander, vermischt sich, erzeugt — Ungethüme, und das sind dann die Götter. Der fromme Hindu begnügt sich nicht, ihnen nur menschliche Gestalten zuzutheilen, sondern er giebt ihnen gleich so viel als möglich: drei oder vier Köpfe, vier oder mehr Hände, ebensoviel Füße und fügt von Thieren und Pflanzen hinzu, was taugen mag, oder was ihm als wohlthätig, als fürchterlich bekannt ist. Was sollte ihn auch abhalten, den Göttern Alles zuzumuthen, auch Häßliches? Schönheitssinn hat er ja nicht. —

So sieht man noch heute in den indischen Tempeln die Eine der Gottheiten mit vier Köpfen und Armen dargestellt. In einer Hand hält sie das Gesetzbuch, in der Andern einen Rosenkranz, in der Dritten ein Wassergefäß, in der Vierten einen — Löffel. Die Ehehälfte derselben hat ebenfalls vier Köpfe und Hände, mit denen sie die bedeutungsvolle Lotosblume, eine Leyer, eine Papierrolle und ein Wassergefäß hält. —

Ein anderer Gott ist abgebildet, wie er in den vier Händen eine Muschel, eine Keule, ein feuerspeiendes Rad und eine Schelle trägt, auf einer Schlange ruht und zugleich auf einem Habicht reitet.

Ein drittes Bild zeigt eine noch gräßlichere Göttergestalt mit Dreizack und Lanze, gehüllt in eine Tigerhaut und mit grinsendem Gesichte die Zähne fletschend; um den Hals schlingt sich ein Band von nackten Menschen-Schädeln. —

Nur selten findet man in irgend einem indischen Tempel ein sanfteres Bild und es wurde als eine Merkwürdigkeit berichtet, daß irgendwo der Mensch gewordene Gott, Chrischna, als Kind, im Schooße der Mutter sitzend, abgebildet gesehen worden sei. —

Die welterschaffende Kraft stellt der Hindu gewöhnlich als eine ungeheure große Schildkröte von acht riesigen Elephanten getragen dar.

Das, was ihn umgiebt und beständig beschäftigt, mischt sich auch gebieterisch in alle seine Religionslehren, die so regellos sind, wie die

aufgeregte Phantasie. So erzählt z. B. seine Offenbarung, daß aus dem Urgrund aller Dinge zuerst zwei Wesen entstanden seien: das Wort und seine Schwester Maja; aus diesen Beiden seien dann die Drei hervorgegangen: die schaffende, regierende und verderbende Gottheit. — Entstehen, Sein und Vergehen sind ja die augenfälligsten Erscheinungen, welche die Welt darbietet. — Das Wort — so heißt es in der heiligen Schrift einer der zwei vorzüglichsten Confessionen — ist kämpfender, leidender und siegender Mensch geworden. *) — Vor ihm aber war kein Thun und kein Leiden, und erst in ihm wurde — durch seine Schwester — der Gedanke, Welten zu schaffen, rege gemacht. Darauf entstanden Wasser und Licht. Aus dem sich bewegenden Gewässer stieg ein Geist in Menschengestalt hervor. Aus dessen Munde kam das Feuer; sein Auge ward die Sonne, das Horchen der Ohren bildete den Raum; aus seinen Haaren wurden Pflanzen und Bäume, und die entströmenden Kräfte waren Flüsse und Bäche. Die so geschaffenen Wesen schmolzen aber wieder zusammen zu einem Ganzen und das, was sie bildeten, war nun der Mensch, Brahma. Er enthielt als Einheit Mann und Weib, die sich aus ihm heraus trennten, und in ihrer abermaligen Verbindung eine zweite Schöpfung zu Stande brachten: die jetzt sichtbare Welt. — Wie ein Mühlrad kreiset die Idee Gottes schwerfällig in dem Kopfe des naturunkundigen Indiers und mit ihr sein Gott in seiner Welt. —

In seinem schwerfälligen Gott malt sich der schwerfällige Menschen-Verstand. —

Die Wohnung des waltenden Gottes glaubt der fromme Hindu auf dem Berge Meru, wo vier gewaltige Thiere hausen, das Pferd, die Kuh, das Kameel und der Hirsch; und aus ihren stets geöffneten Mäulern ergießen sich die vier gewaltigen Ströme, welche Indien durchschneiden und bewässern.

Das Klima übt auf das Gemüth des Indiers den mächtigsten Einfluß, und da seine Religion vorzüglich Sache des Gemüths ist, so sind auch die Glaubensartikel durch klimatische Wirkungen bestimmt.

Alle Berichte stimmen darin überein, daß der Indier eine Art stillen Traumlebens führt, das dem bewußtlosen Dasein der Pflanze am

---

*) „Das Wort war bei Gott — ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt." — Joan. 1.

ähnlichsten ist. So ist denn auch in der That eine Pflanze — die Lotos-Blume — für ihn zum heiligsten Sinnbild alles Lebens geworden; wie er überhaupt aus der ihm gleichsam mehr verwandten Pflanzenwelt Vieles in die Religion aufgenommen hat.

Die erschlaffende Luft, die er athmet, macht die Werke seines Kopfes, die Gedanken, unklar, weichlich und schwankend, die seines Willens schwach, ohne Kraft, Muth und Energie. So aber sind auch größtentheils die Götter seines Glaubens. Verwirrt und unklar ist das ganze Geisterreich; die göttlichen Kräfte stehen einander müßig still gegenüber und wenn sie sich — nach einer langen Zeitperiode — wieder einmal bekämpfen, so kömmt es zu keiner Entscheidung. Das Böse in der Welt beirrt den Glauben des Indiers am meisten und regt ihn ebenso matt und langsam auf, wie seine guten Gottheiten, aber sie Alle werden mit seiner Ueberwindung nicht fertig und der arme Mensch stirbt mit der Sehnsucht nach Erlösung. — Der Indier und seine Götter haben ein gleich träges Temperament und sie bedürfen starker Reizmittel, um sich zu einem Werke zu entschließen. Daher spottet ein satyrischer Denker unserer Zeit über den indischen Welterschaffer:

„Maja — (das zur Thatkraft reizende Weib) — vertrieb auch dem alten Brahma die Grillen, daß aus dem Kopfhänger ward selbst noch ein Schöpfer der Welt.“ —

Was ein sanftmüthiger Hindu liebt, was seiner Neigung mehr zusagt, wird wohl auch seinem lieben Gotte werth und angenehm sein, und die heilige Schrift belehrt ihn wirklich, daß die guten Götter nicht so sehr nach rohen, oder gar blutigen Opfern Verlangen tragen, als vielmehr nach Ehrenbezeugungen, Musik vor den heiligen Bildern und Geschenken an köstlichem Rauchwerk, Blumen und Früchten. Nur den bösen Gottheiten, die der Menschheit fürchterlich sind und die, den reißenden Tigern, Krokodilen oder Schlangen aus nächster Nähe gleich, überall Unglück bereiten, mußten blutige Opfer gebracht und im vernichtenden Feuer verbrannt werden. Es geschah aber gegen den guten Willen des Indiers, denn sein Gemüth war dazu nicht gestimmt; nur G o t t e s f u r c h t nöthigte. —

Das Klima macht den Hindu träge, aber zum Glück verlangt seine Religion, was seiner Trägheit angemessen ist. Weit entfernt von der Heiterkeit und Lebenslust der griechischen Götter verlangen die

Indischen ruhiges Sitzen und ein Sich-Vertiefen in ernste Betrachtungen des heiligen Lebens. Fast- und Bußtage, zu Zeiten auch Wallfahrten, immer aber reiche Spenden an die Tempel und Priester sind geignet, die zürnenden Götter zu versöhnen und der Sünden Schuld zu tilgen. Und will der Hindu einen höhern Grad der Frömmigkeit erklimmen, so übt er sich in Selbstqual, Entsagung und Traurigkeit. Am Ende aber ist es ihm bequem sich bei Allem nicht viel zu denken und der ganze Gottesdienst artet in leere Ceremonien aus. Die Götter sind so gnädig, auch dies zu erlauben.

Ein Volk solchen Charakters, das noch dazu allem Fortschritt der Wissenschaft und Kunst fremd bleiben sollte, mußte mit eisernen Gesetzen regiert werden, und dazu konnte nur die Religion dienen. Um dasselbe von verderblicher Neugier und Beobachtung fremder Sitten und Gewohnheiten abzuhalten, verboten die Priestersatzungen auf das strengste alle Schifffahrt zu Meere. Um die verschiedenen Schichten und Stände der Gesellschaft in steter Trennung und Uneinigkeit zu erhalten, wodurch sich die Leitung einer großen Masse am leichtesten ermöglicht, (— „Theile und regiere" —) wurde das Kastenwesen zu einer Sache der Religion gemacht. Diese lehrte, zuerst habe es ein Urwesen Gottes gegeben, aus dem, in verschiedenen, einander untergeordneten, Abstufungen alle andern Wesen, göttliche und menschliche — 333 Millionen an der Zahl — hervorgegangen wären. Darunter seien nun namentlich alle Priester aus dem göttlichen Kopfe, alle Krieger aus Gottes Armen, alle Kaufleute aus seinem Rumpfe und alle Bauern aus seinen Beinen entstanden. Das Volk glaubt es und hält diese Eintheilung so heilig, daß zwischen den Mitgliedern zweier Stände nie eine Vermischung irgend welcher Art Statt findet. Dabei sind die Kasten einander so untergeordnet, daß auf der höchsten Stufe und im höchsten Ansehen die Priester, auf der niedrigsten die dienenden und arbeitenden Menschen stehen. Die Priester sind es ja auch nur einzig, die sich auf dem höchsten Standpunkte behaupten können, weil sie sich — so wird geoffenbart — mit dem Wesen Brahma's am leichtesten vereinigen können und ihre Natur in das Göttliche einschlägt. Sie nennen sich deshalb auch Brahminen, und nur sie dürfen und können, mit Gottes Kräften ausgestattet, die heiligen Schriften lesen und — verstehen. Ihren Vorschriften fügt sich dann das Volk unbedingt.

So wie der Hindu sich bei seiner Sprechweise in orientalischer Ueberschwenglichkeit auszudrücken pflegt, so giebt er den Gottheiten Namen, welche ihm seine Phantasie vorspricht. Er nennt sie z. B. „Seele des Gesichtes,“ „Auge der Welt,“ „Gott des weiten Schrittes,“ den „Männerverderber,“ „Beherrscher des Tages,“ „Schöpfer der Thränen“ u. s. w. —

Er hat wenig Witz und keine Beweglichkeit des Geistes, er erfindet auch nichts, begnügt sich mit dem, was ihm zugewiesen wird, und so sind auch seine Götter. Die Erzählung ihres Werdens und Wirkens ist eintönig und langweilig; sie bewegen sich fast gar nicht und bleiben sich immer gleich. Natürlich! die Hindu's lassen von ihrem alten Glauben nicht; da sie selbst noch immer die alten sind, leben auch noch die uralten Gottheiten. —

„In seinen alten Göttern malt sich der alte — Hindu!“ —

Wie ganz anders stellen sich die ehemaligen Bewohner **Egyptens** dar, die im Laufe einer bestimmten Zeit, vom niedrigsten Standpunkte der Cultur zur damals möglichsten Höhe emporsteigend, ihren religiösen Glauben und in ihm die Götter oft genug wechselten. —

War der Indier Land und Naturumgebung maßlos reich und wundervoll für das Auge des Bewohners, so bot Egypten desto mehr Begrenzung, Armuth und Nüchternheit dar. Von der einen Seite bildete das Meer, von der andern die Wüste, von der dritten das Gebirge die natürlichen Grenzen, innerhalb welcher das Volk auf sich selbst und die in seiner Gesellschaft lebenden nicht sehr zahlreichen Thiere angewiesen war. Sie und die Beschaffenheit des Landes wurden daher auch ein ausschließlicher Gegenstand der religiösen Beobachtung.

Das Land selbst hätte eine Wüste bleiben müssen, wenn es nicht jährlich durch den Fluß Nil mit regelmäßigen Ueberschwemmungen befruchtet worden wäre. Der Schlamm, den er stets zurückließ, düngte den magern Boden, und das Thal, welches durch diesen Austritt des Gewässers gebildet wurde, war, wie der griechische Geschichtsschreiber

Herodot sagt, „ein Geschenk des Flusses.“ Dieser Umstand allein zwang die Leute zur Arbeit, zum Bauen von Canälen, die das nöthige Wasser überall hinführten, zu Berechnungen, zum Nachdenken. Die Natur bot nur ein nüchternes Schauspiel dar, und wenn das Volk Wunder haben wollte, mußten seine Priester welche wirken. Sie verlegten sich daher auch bei Zeiten auf Zauberei, Magie und Beschwörungen.

Das heiße Klima machte die Leute träge, und wer konnte, entzog sich der beschwerlichen Arbeit in den Ziegelbrennereien, beim Canalbau oder bei der Ackerkultur. Dann wurde der ärmere und dümmere Theil des Volkes angehalten, daß er für den Mächtigeren und Verständigeren die lästige Arbeit mit verrichte. Die niederen Klassen wurden dadurch der Plage geweiht, der Bildung aber entfremdet, während sich die Vornehmen, an ihrer Spitze die Priester, den — Wissenschaften widmeten. —

Dadurch spaltete sich die Religion in eine zweifache, die Eine, welche die Priester für das arbeitende Volk machten, die Andere, welche sie für sich hatten. Die Erstere war der niedern Sinnlichkeit, den Wünschen, Bedürfnissen und Sorgen der unwissenden und rohen Menge angemessen, die Letztere dagegen den gelehrten Grübeleien und Meinungen der mit Sternenwissenschaften, Arzneikunde und Forschungen anderer Art beschäftigten Priester.

Für das Volk war die Grundlage aller Religionslehren die Eigenthümlichkeit des Landes. Sonne und Erde waren die ersten in die Sinne fallenden Gottheiten. Die Sonne — die jährlich zweimal, im Frühling und Herbst, zur Zeit der Glut und der Ueberschwemmung gleichsam abstirbt, um bald wieder aufzuerstehen — erzeigte dem gedankenlosen Volke die größten Wohlthaten; sie war es auch, die bewirkte, daß das Wasser des Nils zu rechter Zeit stieg und fiel. — Während der Dürre des Erdbodens litt der gemeine Mann große Noth, aus der er alljährlich regelmäßig errettet wurde: daher war der Fluß Nil ein Gott, ein immer wohlthätiger, gnädiger, ein Messias und Vermittler zwischen dem Sonnen- und Erdengott. In dieser Vermittlung ließ der egyptische Priester später die größten Geheimnisse der Religion — vermuthen, Anfangs aber wurde das Volk noch seiner Dummheit anheim gegeben und verfiel auf die mannigfachsten Gedanken des Aberglaubens. Das Rind, der Stier und die Kuh, die dem

armen geplagten Menschen so treulich arbeiten und den trockenen, festen Boden pflügen halfen, erwarben sich göttliche Verehrung, wie auch der Ibis, welcher den Egypter von dem plagenden Ungeziefer befreite. Das Krokodil dagegen war ihm ein fürchterliches Thier aber es verlangte eben darum auch Opfer und Ehre. Mütter warfen daher selbst ihre Kinder dem Gotte vor, um seinen Zorn zu besänftigen. — Das Schlangengezücht, mit dem der gemeine Mann am häufigsten in Berührung kam, das ihn durch das heimlich schleichende Wesen und die magnetischen Blicke fesselte, gleichsam bezauberte, nahm für sich ebenfalls einen hohen Grad religiöser Ehrfurcht in Anspruch. So fanden sich nach und nach mehrere der göttlichen Thiere und jede Gegend hatte dann die Ihren, die Besonderen, so z. B. den Hund, das Nilpferd, den Widder, den Bock und Esel. Auch die Katze und der Käfer kamen hinzu. Der Katze Augen leuchteten des Nachts auf eine den ängstlichen Menschen einschüchternde Weise; sie erhielt nicht nur ihren Namen von dem Glanze ihrer Augen, sondern galt auch für das Sinnbild des bei Nacht leuchtenden Mondes selbst. Der Käfer schien ein Wesen zu sein, das in unbegreiflicher Weise sich selbst erzeugt, und nach seinem Absterben immer wieder zum neuen Dasein verwandelt wird. Das Geschlecht der Ziegen und Esel erregte die grobe Sinnlichkeit, und galt als Sinnbild der Leben schaffenden Kraft. Der Wolf endlich war das Unheil und Tod bringende Uebel selbst. —

„In seinen Thiergöttern malte sich da der Thiermensch.“ —

Das passendste Sinnbild der alt-egyptischen Religion war die Sphinx, ein Wesen, das als Thier mit einem Menschenkopfe abgebildet wurde. In der That wuchs der gemeine Egypter aus dem Thierwesen langsam als ein nur halber Mensch heraus. Ihm predigte am nachdrücklichsten seine Sinnlichkeit und rohe Begierde vor; er gehorchte ihr gerne, und erst dann, als er in sich selbst anders wurde, entstanden bei ihm neue Religionsmeinungen und andere Götterbilder. —

Wenn er endlich so weit kam, über dies und jenes — vielleicht nur aus Neugierde — die Priester zu befragen, so nöthigte er sie, ihm von ihren besondern Ansichten Einiges — so viel er eben erfahren durfte — mitzutheilen. Da geschah es auch, daß diese Priester dem rohen Volksglauben eine feinere Auslegung gaben und am Ende

besondere Bedeutung beilegten, wobei der gemeine Mann bald merken mußte, daß die gebildeteren Priester auch an gebildetere Götter glauben. Wenn es nun anging, so machte er es vielleicht nach, ließ von seinem frühern, rohen Glauben ab und folgte dem neuen Unterrichte nach seines Herzens Lust und — Kraft, nur mußte es ihm auch bequem genug gemacht worden sein. —

So überging wohl nach und nach Manches aus der egyptischen Priesterreligion in das Volk, wie z. B. folgende Glaubensansicht: Sonne und Erde, der Mittelpunkt aller Göttlichkeit, sind vermenschlicht in dem Geschwisterpaar Osiris und Isis. Bruder und Schwester — so war die priesterliche Offenbarung — hatten sich schon im Mutterschooße zum ehelichen Bunde vereinigt, waren Eltern aller Wesen geworden. Nun regierten sie das Land, gaben Gesetze und lehrten das Volk die Götter ehren. Aber Osiris — Sonne — begnügte sich nicht mit der Erziehung des egyptischen Volkes allein, sondern wollte auch die rohen Nachbarn desselben beseligen. Dieserhalb zog er in die Fremde und ließ die Gemahlin als alleinige Regentin zurück. Sein Bruder aber, das Böse in der Welt, stellte sich, wie überall dem Guten, auch diesem wohlthätigen Gotte in den Weg. Es kam zu einem langen Kampfe, Osiris mußte um des Menschenheils willen viel dulden und unterlag endlich der List und dem Verrathe: sein Bruder tödtete ihn. Isis — Erde — von der Ermordung ihres Gemahls benachrichtigt, legte Trauer an und zog weinend aus, die Leiche des Geliebten aufzusuchen. Mit großer Mühe fand sie — die vierzehn einzelnen Körpertheile, in welche der boshafte Brudermörder den Osiris zerstückelt und die er in alle Gegenden Egyptens zerstreut hatte. Dort, wo sie nun eines der Glieder fand, errichtete sie ein Grab, und die Bewohner der Gegend hielten eine solche Stelle heilig. — Der Priester bezeichnete sie ihnen genau. — Endlich erstand aber Osiris vom Tode, verherrlicht in einem höhern Leben zu regieren und die Seelen verstorbener Menschen nach ihren Verdiensten zu belohnen oder zu bestrafen. —

In dieser Erzählung haben die Priester den Glauben nach ihrem Bilde für das Volk dargestellt. Was sie dabei meinten, war eigentlich der Kreislauf der Natur, das Entstehen, Vergehen und Wiedererstehen der Lebenskraft, das Verschwinden und Wiederkommen der Sonne, die Trauer und Sehnsucht der Erde, die beiderseitige Trennung

und Wiedervereinigung. Sie stellten das, was sie sich dachten, so gut dar, als sie — es verstanden haben. Sie malten also die Götter ihres Kopfes als Götter der ihnen bekannten — kleinen — Welt hin — denn damals wußte man nur wenig von der Größe des Alls — und man glaubte ihren Malereien um so leichter, als sich etwas Aehnliches alle Jahre wirklich ereignete. Nach einer gewissen Zeit des Wohlthuns und nach einem harten Kampfe mit den feindseligen Gewalten stirbt ja die wohlthätige Sonnenkraft ab, und es tritt auf der Erde Trauer und Noth ein. Aber bald erscheint jener Gott im neuen besseren Leben wieder, spendet dem Mühseligen, Arbeitsamen, Verdienstvollen Lohn, belebt die Völker mit neuen Hoffnungen, züchtigt die Strafbaren, und läßt Gerechtigkeit walten. —

Mit der Zeit stieg die Bildung des Priesterstandes. Das königliche Geschlecht der Ptolemäer suchte — und mit Erfolg — den wissenschaftlichen Ruhm Egyptens zu heben. Die Priester leiteten zwar das Volk auch an, mit der Bildung anderer bekannter Nationen zu wetteifern, aber sie selbst mußten dabei doch noch etwas Besonderes und Geheimnißvolles, Heiligmachendes für sich behalten, und erfanden möglichst sinnreiche Erklärungen zu den alten Bildern der Religion, wobei sie die ehemaligen Gottheiten des Landes weder ganz aufgeben, noch in ihrer roheren Form behalten wollten. Diese Erklärungen legten sie nun in sogenannten Priesterschriften — Hieroglyphen — nieder, und ließen das Volk nach Belieben den heiligen Sinn derselben ahnen, errathen oder — wenn es im Einzelnen gelang — erkennen. Darein hatten sie ohnehin alle Wissenschaften, deren sich zu rühmen war, vorzüglich Arznei- und Sternenkunde, dem Volke schwer zugänglich, eingewebt, und blieben so ziemlich ungestört im Besitze ihrer besonderen Malereien, blieben, was sie sein wollten, die geheimnißvollen — Vorgesetzten des Volkes. —

Diesem verbesserten Priesterglauben gemäß zerfloß z. B. die Urgottheit des Landes, Osiris, unter einem andern Namen in die Elemente, Luft, Feuer, Wasser, Erde; das Bild des Stiers und Widders diente nur noch als Schriftzeichen der zeugenden Kraft; die durch Abstreifung der Haut sich jährlich verjüngende Schlange wurde in einen Ring gewunden, dessen Anfang in das Ende biß, und die, alle geschaffenen Wesen umgebende, unendliche Zeit bedeuten sollte; der Käfer verwandelte sich auf sinnige Weise in eine geflügelte Kugel,

ein Bild der Entstehung der Dinge aus dem Urwesen; der Hund und der hundsköpfige Affe mußten einem artigen Ibisgesichte weichen, als Zeichen jener Gottheit dienend, welche die Seelen der Verstorbenen auf ihren dreitausend Wanderungen begleitete; u. s. w. u. s. w. —

So verfeinerten sich mit den Ansichten des Menschen die Bilder seiner Götter. —

Als endlich noch eine Zeit kam, in der Egypten auch der Mittelpunkt des Welthandels wurde, und in seiner Hauptstadt Alexandrien sich die Kaufleute der verschiedensten Völker durch einander mischten — mit ihnen religiöse Meinung und Götter: da mußten die Egypter auch einen Handelsgott haben und — ein vielleicht längst gefühltes Bedürfniß befriedigen. — Man hatte ihm ohnehin schon einen Tempel gebaut und — träumte nur noch, um zu erfahren, wo er zu holen sei. Der Traum des Königs entschied für die griechische Handelsstadt Sinope. Von hier kam er, der sich bald so sehr in Ansehen zu setzen wußte, daß auf ihn fast alle Ehren und Würden der früheren, — nun gleichsam vergessenen — Götter übertragen wurden. — Der Handel war ja auch die eigentlichste Seele des ganzen Volkslebens. — So ward der Handelsgott leicht und schnell der erste, angesehenste, der mächtigste, der Welten-, Sonnen-, Erden- und Nilgott, Richter des Geisterreichs, Führer der Todten u. s. w. — Sein Name war Serapis (Seraph, feuriges Wesen). — Er verlieh Gesundheit, Leben und alle Kraft medizinischer Heilung, gleichwie die Künste der Zauberei, Magie und Geisterbeschwörung. Sein lebendiges Sinnbild war aber wieder die unvermeidliche Schlange, die nun — nach dem bedeutungsvolleren Glauben — die entgegengesetzten Kräfte, Gift und Gegengift, Tod und Leben, in sich vereinigte. Da sie die Kräuter kennt, welche zur Bereitung der Gifte nöthig sind: so ward sie Patron der Apotheker, Mediziner, also des Lebens; da sie, in Niederungen kriechend, die Erddünste einsaugt, die nach dem alten Aberglauben Kraft der Weissagungen verleihen, so ward sie Lehrerin und Beschützerin aller Zaubereien (Wunder); ihre eigentliche Wohnung ist unter der Erde: sie behütete also die unterirdischen Schätze und war der Gott des Reichthums; ihr sonstiger Lieblingsaufenthalt ist an Wasserquellen: daher war sie ein Wassergeist; ihr Gift endlich brennt wie Feuer und die verursachte Wunde muß ausgebrannt werden: sie war also auch Feuergeist. Genug die Schlange

Serapis war vollständiges Sinnbild des Elementengottes, von dem alles Wohlsein kommt. Aber an der Art der Malerei erkennt man auch den kaufmännischen Charakter der Maler. —

Doch endlich mußte auch dieser Gott, der lange Zeit Alles in Allem war, weichen. Das Christenthum kam nach Egypten und umbildete den religiösen Glauben seiner Bewohner. Sie lernten nun den Gott kennen, welcher „der Schlange den Kopf zertritt," der wahrhaftig lebt und waltet im unergründlichsten Geheimniß einer dreifaltigen Einheit und der nicht mehr Ebenbild der Egypter, sondern dessen Ebenbild sie sein sollten. So lautete die neue Predigt und die Leute sahen klar, daß alle Götter des alten Glaubens nur — erdichtet waren. Die Malerei begann nun von Neuem. — Diesen

„Einen zu bereichern unter Allen,
Mußte jene Götterwelt vergeh'n." —

Wie ganz und gar anders, als Griechen, Indier und Egypter malten **Germaniens** rührige Bewohner ihre Götter! — Malten sie aber darin etwa auch, wie jene, sich, ihre Denkweise, Sitte, Beschäftigung und wohl gar die Beschaffenheit des Wohnortes? — So gewiß, daß man nur einen Theil ihrer Götterlehre zu erfahren braucht, um mit großer Sicherheit auf diese Frage antworten zu können, und daß man in Versuchung kommt, jedem andern Volke des Alterthums zu sagen: „Erzähle mir, was du von deinem Gotte glaubst, und ich werde dir sagen, wer du bist." —

Was erzählte nun der nordische Germane von seinen Göttern? —

Seinen Glauben sagte Einer dem Andern; die Volkssage war der Catechismus, der Sänger (Barde) saß daher auf dem Predigerstuhle und lehrte. Die Religion selbst war ein wanderndes Wort, ein tönendes Lied. Es fehlen also die sonst gewöhnlichen Offenbarungsschriften dieser Religion und wir müßten, um ihren Inhalt zu erfahren, zu jenen noch vorhandenen Werken greifen, die zwar keine religiöse Bestimmung hatten, aber doch von dem Glaubensleben dieses Volkes einigermaßen

Zeugniß geben können. Dahin gehören außer den Geschichtswerken zweier Römer, Cäsar und Tacitus, ganz vorzüglich die alt-germanischen Volkslieder, Heldengedichte und Sagen. Diese, namentlich, wenn sie aus den nördlichsten Theilen Germaniens herstammen, geben um so gewisser Auskunft, als sich dort das alte Heidenthum am längsten erhalten hat, und der altdeutsche Götterglaube noch vom 6. bis zum 9. christlichen Jahrhunderte gerade in der schönsten Blüthe stand, während schon im südlichen Theile Germaniens fast durchgehends ein neues Völkerleben durch die Fackel des Christenthums entzündet worden war! Skandinavische, norwegische, schwedische und isländische — Lieder also und Heldengesänge sind die Quellen, aus denen ein Urtheil darüber geschöpft werden könnte, „wie die Germanen ihre Götter und in ihnen sich malten." Aus diesen, freilich sehr zerstreuten Zeugnissen nur einige der alten Glaubensmeinungen.

Der blaue Himmel gegen Mittag ist das eine, die umnebelte Erde nach Mitternacht zu, das andere Ende der ganzen Welt; an jenem ist „die Licht-," an diesem die „Nebelheimat" gelegen; von der einen Seite kommt dann alle Lebenskraft, Feuer, Wärme, Licht, von der andern Kälte, Nebel, Erstarrung, Vernichtung, Tod. Die Gottheit der Nacht („Nott"), eine Tochter der „Riesen," ist Mutter des Tages („Dager"); Beide fahren am Himmel hin und her, er mit einem „glanzmähnigen," sie mit einem „reifmähnigen" Rosse.

Zwischen den zwei äußersten Weltreichen, der Lichtheimat („Muspelheimr") und der Nebelheimat („Niflheimr") liegen neben einander nach allen Gegenden noch sieben andere Heimaten, die Wohnungen der Götter und Menschen, Elfen und Zwerge. —

In der Lichtheimat vor Allem wohnt Alfadir — Allvater — der beseelende Geist der ganzen Welt. Die bezeichnendsten der ihm beigelegten Namen sind: „Heldenvater" — „Sieger" — „Ueberwinder" — „der Gewaltige" — „Lenker" — „der Stürmende" — „Regierer" — „der Brausende" — „Vielerfahrene." Sehr treffend wird er auch „Surtur" (der Dunkle), d. i. die verborgene, unbegreifliche Macht, genannt.

An sein Reich grenzt zunächst die Wohnung der Luftelfen, zarter winzig kleiner, luftiger, aber sehr schöner und guter Geisterchen, die den Menschen wohlwollen. —

In Godheimr wohnen die Götter, die „Rathenden," die sich täglich versammeln, um über das Geschick der Welt zu berathschlagen,

und über den Regenbogen zur Erde herabzusteigen, die Seelen gefallener Kriegshelden abzuholen. Mitten in ihrem Reiche prangt die wohlbefestigte Burg, in der ein prachtvoller Pallast, die Walhalla, zur Aufnahme jener Verstorbenen bestimmt ist. Hier in großen Hallen, deren Fußböden mit glänzenden Speeren belegt, die Wände mit mächtigen Schilden ausgetafelt, die Bänke mit strahlenden Panzern bedeckt sind, leben sie täglich in größtmöglichster Seligkeit, indem sie mit den Göttern — essen und trinken, fechten und turniren, einander verwunden oder tödten, um aber am Abend zum nächsten Schmause wieder frisch und gesund am Platze zu sein und Gelage und Spiel zu erneuern. — Im Grunde genommen war das nichts anders, als eine verbesserte Fortsetzung des Erdenlebens, und daher gab der Germane seinem verstorbenen Kameraden all sein Habe mit in die andere Welt, indem er mit der Leiche auch Waffen, Geschmeide, Pferde und was sonst noch zum himmlischen Leben nöthig war, verbrannte. —

Neben Godheimr liegt dann, durch die schon genannte Regen-Brücke verbunden, Manheimr, die Heimat des Mannes, Menschen. Dieses ganze Reich ist von der großen Erdschlange, nämlich dem schwärzlich grünen, schillernd wogenden und feindselig stürmischen Meere, umgeben, und liegt gerade inmitten der ganzen Welt.

An Godheimr und Manheimr grenzen einerseits die Wohnung der weisen Vanengötter in Windheimr, d. i. in der Gegend der Winde und Wolken, und andrerseits — gegen Sonnenaufgang — die Welt der Riesen, d. i. der rohen, ungezähmten, heftigen und feindseligen Naturgewalten. Sie waren früher da, als die Götter, und verließen nur nach einem langen harten Kampfe mit den Letztern die Herrschaft der Welt, um sich in ein Reich zurückzuziehen, wo sie unbeirrt im Gestein, Feuer, Eis und Reif hausen und gegen Menschen und Götter — als „Reif-,“ „Eis-,“ „Feuer-“ oder „Steinriesen“ — Feindseligkeiten ausüben konnten.

Tiefer hinab nach der Erde zu, in der Finsterniß der Schluchten war die Heimat der Schwarzelfen oder Zwerge, auch Berggeister genannt, häßlicher, mißgestalteter, schnell alternder Wesen, die früher einmal Bewohner der Erde waren, von tapferen Menschensöhnen aber verdrängt wurden und nun aus ihrem unterirdischen Asyl durch Neckereien und Täuschungen des Menschen ihren ohnmächtigen Muth kühlten.

Gegen Mitternacht endlich, der Nebelheimat nahe, lag der

Aufenthaltsort aller, nicht im heldenmüthigen Kampfe verstorbenen Menschen und Götter. Dahin führt über den Strom die von einer Jungfrau behütete Todtenbrücke. Die Seelen fliegen hier wie versenkte Vögel umher. — Für meineidige Männer, Mörder und Frauenverführer ist noch ein eigner Ort vorbehalten, eine Burg, die fern vom Sonnenlicht auf dem „Leichenstrande" steht und deren Thore sich nach Mitternacht öffnen. Dort müssen die Seelen der Verworfenen im schmutzigen Wasser waten, ein Drache zehrt an ihnen, und ein Wolf zerreißt sie. —

Was nun die Götter besonders betrifft, so sind es Wesen, die menschliche Gestalten, Sitten und Bedürfnisse haben, und ein leichtes fröhliches Leben führen, indem sie essen, trinken, reiten, fahren, grollen, lachen, auf Abenteuer ausgehen und in den Kampf ziehen. — Als dem großen Kriege zwischen ihnen und den Vanen ein Ende gemacht wurde, mußten von beiden Seiten zur Sicherung des Friedens Geißeln geliefert werden. Jene erhielten den Niord, den milden und Segen spendenden Beherrscher der See, den Vater der schönen Freja; diese dagegen den Hänir, Bruder des vornehmsten der Götter. — Daß Einer der Götter ein guter Schlittschuhläufer war und zugleich tapfer im Zweikampf, ein Anderer dagegen sehr schweigsam und still, desto kraftvoller aber in Noth und Gefahr, daß dann ein Dritter als Lenker der Schlachten die Hälfte der im Kampfe gefallenen Helden als Antheil für sich nimmt, das und Vieles Andere ist ebenso bezeichnend, als daß Gott „Lodur," das verzehrende Feuer der Leidenschaft, mit einer Riesin drei Ungethüme erzeugt hat: den Unglück bringenden Wolf, den die Götter mit einer von Zwergen geschmiedeten Kette gefesselt, in ihrem Reiche füttern mußten; das wilde Roß, welches nur von einem Gotte gebändigt und zugeritten werden konnte; und die große Erdschlange, welche die Heimath der Menschen umgiebt, und beständig mit Tod und Unglück droht. —

Einen besondern, ehrenvollen Platz des Götterreiches nahmen hier die Frauen ein. Es waren fast durchgehends edel gehaltene Gestalten jungfräulicher Natur, wohlthätig und hilfreich im Hauswesen, in der Ehe und selbst in kriegerischen Angelegenheiten. — Wodans Frau z. B. ist so verständig und charaktervoll, daß sie mit ihm auf dem himmlischen Stuhle sitzen, an den Berathungen der Männer-Götter Theil nehmen, ja sogar Mitwisserin der geheimen

Rathschläge derselben sein darf. Baldr's, des besten und mildesten der Götter, Gemahlin wird wegen ihrer jungfräulichen Reinheit und ehelichen Keuschheit hoch verehrt und geliebt, und Freja (deren Gedenktag der Freitag — Frejatag — geblieben,) ist Göttin der Liebe, aber nicht wie die griechische Venus im buhlerischen Sinne, sondern so enthaltsam und keusch, daß ihr Gemahl — erzählen die heiligen Lieder — sie verließ, weil sie ihm allen sinnlichen Genuß versagte. Sie aber suchte ihn mit Ueberwindung mancher Gefahren treu und liebend auf, und hatte das Glück mit ihm wieder vereinigt zu werden. —

Unter den hilfreichen Göttinnen hat der alte Germane auch eine große Anzahl kriegerischer Jungfrauen — Walkyrien — die über den Schicksalen des Kampfes wachen, daran thätigen Antheil nehmen, die Männer, welche dabei fallen sollen, auswählen, und deren Heldenseelen in das Himmelreich einführen. In den heiligen Liedern wird unter Andern Hildr am häufigsten genannt, (— davon Namen wie Hildegard, Hildersheim —) die, gleichsam das Bild des ganzen Germanenvolkes, durch einen innern Drang getrieben, allen Gefahren mit größter Todesverachtung entgegen stürmt. —

Eine andere Art göttlicher Frauen sind die schönen Wassernixen und Wellenmädchen, Töchter im Meere lebender Riesen, lichtglänzend von Gestalt, mit goldenem Haar, in diamantene Schleier gehüllt, aber kalten Blutes. — Durch lieben Gesang und freundlichen Zuspruch verlocken sie germanische Männer in die Fluthen zu steigen; die Ertrunkenen bringen sie dann in das Reich ihrer Eltern, wo sie in schönen Gärten weilen.

„Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm,
Da war's um ihn geschehen:
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr gesehen.“ —

Göthe.

Selten erscheint im alt-germanischen Religionsglauben ein weibliches Wesen als Vertreter der Bosheit und nie als der der Verworfenheit dargestellt, was so häufig der Fall bei Völkern ist, die das weibliche Geschlecht nicht nur gering achteten, sondern selbst als Ursache vieler Uebel betrachteten. — Nur das Eine erzählt die heilige Sage, daß Loki, der — männliche — Gott alles Hasses,

Neides und Grimmes, so boshaft ward, weil er das halb versengte Herz einer bösen Frau gefunden und an sich genommen hatte.

Noch einer Sage der alten Germanen-Religion, sinnreich und bezeichnend für unsern Satz, geschehe hier Erwähnung.

Dem guten Sohne Wodans, dem Gotte der Milde, Weisheit und Beredsamkeit, Baldr, träumt nicht nur sehr oft von seinem nahen Tode, sondern auch die Raben seines Vaters, und eine alte Wahrsagerin verkünden denselben. Die Götter aber, die ihn sehr lieben, möchten die Gefahr gerne abwenden, und bitten alle lebenden Wesen, dem guten Baldr nie etwas zu Leide zu thun. Seine Mutter nimmt sogar den Elementen, Thieren und Pflanzen, ja allen Naturkräften, einen feierlichen Eid ab, daß sie sein Leben in keiner Art gefährden wollen. Nur bei einer erst aufsprossenden Mistel, die zu jung und unbedeutend schien, mochte sie es nicht der Mühe werth halten, jene Vorsicht zu gebrauchen. Die kleine Mistel hatte daher nichts versprochen. Das erfährt nun Loki, der Gott alles Bösen, indem er sich, als Frau gestaltet, diesen Umstand erzählen läßt. Während nun die Götter, in Sicherheit eingewiegt, gleichsam zur Scherzprobe, mit Steinen, Obst u. dgl. nach ihrem geliebten Baldr werfen, schießt Einer von ihnen, von Loki beredet, mit der Mistel. Durchbohrt stürzt der gute Gott todt nieder. Nun wird die Göttin, welche die Macht hatte, das Leben wieder zu geben, von den bestürzten Freunden Baldr's angefleht, doch ja den Liebling wieder erstehen zu lassen. Sie gewährt die Bitte unter einer Bedingung: alle Wesen sollten ihn beweinen. Das geschieht nun allerdings, doch mit einer einzigen Ausnahme. Eine, in ihrer Höhle einsam weilende — alte — Riesenjungfrau, die von Baldr Gutes weder im vergangenen Leben erhalten zu haben, noch im künftigen hoffen zu dürfen vorgab, weigerte sich mit all den andern zu weinen, und er mußte daher im Tode verbleiben. Bei seinem Begräbnisse brach der treuen Gattin das Herz; die Götter aber nahmen Rache an Loki, bemächtigten sich seiner mit List, warfen ihn in den Abgrund der Erde, und bedeckten ihn mit Felsen, um ihn nicht eher frei zu lassen, als am Tage der allgemeinen Auferstehung, oder, wie die heiligen Lieder sagen, am Tage der Götterdämmerung. Sie selbst indessen, da Baldr nun einmal aus ihrer Mitte geschieden war, fingen an alt und schwach zu werden, und ihr baldiger Tod stand ihnen bevor. — Da starb aber noch

etwas früher der Glaube an sie; der alte Germane erlebte die Zeit, in der sich die geweissagte Umwandlung seiner Götter erfüllen sollte. Er fand nemlich im Christenthum seine eigene Umwandlung und des Gottesglaubens verherrlichtere Auferstehung. —

Aus diesen wenigen Zügen, der gesammten alt-germanischen Göttermalerei entnommen, auf Sitten, Beschäftigung, Denkweise, Wohnort und andere Eigenthümlichkeiten dieser Nation zu schließen, kann einem Denker nicht zu schwer werden, und er wird bald in dem, was die alte Geschichte darüber sagt, die Bestätigung seiner Vermuthungen finden. Sonnenlicht und Nebel, Riesen, Rosse und Wagen, Kälte, Reif und Sümpfe, Helden, Krieg, Abenteuer, Spiel, Trinkgelage und all dergleichen Begriffe, die im Götterglauben der Germanen so hohe Bedeutung haben, sind gewiß auch zugleich wichtige Zeichen des Volkslebens, sind gewiß aus dem Kreise alltäglicher Erfahrungen entnommen. Und in der That berichten die gesammten Geschichtschreiber des deutschen Alterthums Einzelheiten und Eigenthümlichkeiten unseres Volkes, die mit den Göttersagen im innigsten Einklang stehen. Davon einige Beispiele.

Die Germanen lebten in jenen nordischen Gegenden, von deren einstiger besonders waldiger, sumpfiger und nebliger Beschaffenheit noch heute manche Ueberbleibsel Zeugniß geben. Licht und Wärme war daher eine himmlische Wohlthat, die zum Gegensatze nur die Hölle des Nebels und der Kälte hat. Verdammt war, wer im stinkenden Sumpfe waten mußte. — Das naßkalte Klima übte auf Denkweise und Gemüth entschiedenen Einfluß uud rief selbst das viele Trinken hervor. Zu Ehren der Götter wurden Trinkopfer angestellt, und bei Gastereien und Gelagen ermangelte man nie, selbst das göttliche Wohlsein auszubringen. —

Man sieht es dieser Religion überhaupt an, daß sie aus der natürlichen und unverdorbenen Gemüthswelt des Volkes hervorgegangen ist. Weder geistliche noch weltliche Gewalten waren vorhanden, ihr etwas aufzunöthigen. Sie war ursprüngliches Eigenthum des germanischen Charakters, der so lange die unverfälschte Natur selbst war. —

Fern von der sinnlichen Heiterkeit und Lebenslust der Griechen, von der übersprudelnden Phantasie des Hindu, von der aus dem Thiere kriechenden Menschheit des Egypters, war die selbstständige,

männliche Geisteskraft des alten Germanen. Seine Einbildung, derb und einfach, beruhte auf gesunder Naturbetrachtung; sie artete nicht in Träumereien aus, selbst da nicht, wo sich der Mann in Muße und Freude dem dichterischen Gesange hingab. Riesen, Zwerge und Drachen, Namen für die unbändigen und feindseligen Naturkräfte, waren die höchsten Uebertreibungen derselben. Schon die Beinamen der Götter zeigen an, daß der Germane einen bestimmten, religiösen Glaubenskreis hatte, aus welchem er nicht heraus trat. Seine wichtigsten Gedanken waren auf Kampf, Abenteuer, Waffenspiel, Gelage, Jagd, Fahren und Reiten u. dgl. gerichtet. Sie entsprachen seiner Körperkraft, dem düster-ernsten Temperamente und der Umgebung. Tapferkeit und Todesverachtung war die höchste Ehrensache. Nur die im Kampfe gefallenen Helden kamen daher in den Himmel, und dieser selbst war nichts anders, als der ungestörte Genuß an jenen Beschäftigungen, die dem Manne zur Ehre gereichen. — „Das Leben war dann auch der Güter höchstes nicht;" im Jenseits war ja ein besseres zu erwarten. Während daher z. B. der Grieche unter seinem heitern Himmelsstriche das Erdendasein für das wahre Leben, das Jenseits aber nur für Gebilde der Schatten hielt, sich daher nach allen Kräften zu freuen strebte, und den Tod fürchtete, im Kampfe sogar floh: verachtete der Germane das Dasein „auf der nebligen, sumpfigen Welt, und sehnte sich hinüber in das Lichtreich der vollsten Thätigkeit. Daher war auch nicht Gottes-Furcht das erste Gebot, sondern der Muth. Er kannte auch keine Götter, die ihn erzittern machten, oder deren Grimm zu sänftigen, er große Opfer bringen müßte, sondern er hatte es nur mit Helden zu thun, die, ebenso wie er, mit der Gewalt der Naturmächte gekämpft hatten, freilich mit besserem Erfolge. Er würde sie aber nicht haben achten können, wenn sie etwas anders als Ehrenhaftigkeit und Muth im Kampfe, Gerechtigkeit im Frieden an den Tag gelegt hätten. Von Gnadenwahl, Beleidigung, Versöhnung u. dgl. konnte ihm nichts träumen. Es gab keine andern Verdienste, als die des Kampfes, und sie mußten ihren Lohn finden. Es war daher rühmlich, selbst den Naturkräften trotzig die Stirne zu bieten. — Er liebte die Freiheit so sehr, daß er sich nicht nur keiner der göttlichen Mächte ganz anheim gegeben glaubte, sondern sich sogar als alleinigen Herrn eines Lebens betrachtete. —

Die germanischen Frauen standen in hoher Achtung, und so wie

ihre Treue gerühmt wurde, galt es dem Manne als größten Schimpf, gegen sie meineidig zu werden. Frauenverführer erwartete im Jenseits die verächtlichste der Strafen. Der weibliche Charakter war aber auch ganz eigenthümlich kräftig und edel. Hätten sonst Männer, wie die biedern Germanen, Frauen zur Theilnahme an den ernsten Berathungen zugelassen, hätten sie den Aussprüchen und Mahnungen ihrer Jungfrauen je Gehör gegeben, hätten sie dieselben im blutigen Kampfe neben sich nur geduldet, wie die alte Sage bezeugt, wenn ihnen die an Andern wahrzunehmende weinerliche Schwachmüthigkeit oder ein schwatzhafter Leichtsinn eigen gewesen wäre? — Es kam oft vor, daß sich Mädchen — in solchen Fällen „Schildmädchen" genannt — todesmuthig in das heißeste Schlachtengewühl stürzten, durch ihr hinreißendes Beispiel die Männerherzen entflammten und zum glorreichen Siege über die krieggeübtesten Völker beitrugen. — Der Germane hat daher auch seiner Hochachtung für das weibliche Geschlecht einen passenden religiösen Ausdruck gegeben: er malte, wie in den Göttern seine Helden, in den Göttinnen seine treuen Frauen und tapferen Mädchen. —

Die Götterbilder herumschweifender Hirtenvölker — **Nomaden** — waren ebenfalls nach den Eigenthümlichkeiten ihrer Verehrer, oder, wie ein Maler sagen würde, nach der Natur gezeichnet. Der Charakter eines Nomaden war natürlich einfach. Schäfermilde paarte sich mit Rohheit des Eigennutzes. Je nachdem es galt, die Heerden zu pflegen oder zu beschützen waltete auch die Eine oder die Andere jener Eigenschaften vor. Hirtenvölker waren immer friedlichen Gemüthes, so lange sie in dem Besitz ihres Thierreichthums oder in der Benutzung guter Weideplätze nicht behindert wurden; kamen aber zwei Stämme oder Familien eines und desselben Volkes auf einem fruchtbaren Boden zusammen, so gab es Kampf, der so lange dauerte, bis eine von den streitenden Partheien weichen mußte. Derlei Friedensstörungen kamen aber oft vor, und der Nomade erwartete es nie anders. So war

dann aber auch sein milder, guter Gott; nur gegen den Widersacher gewaltig und in einem immer sich erneuernden Kampfe gegen ihn stehend, beschützte er seine Heerden Geschöpfe, und waltete wie ein guter Hirt. „Gott ist mein Hirt! was sollte mir fehlen? Er lagert mich freundlich auf grünender Au'. Er ist mein Hirt! was sollte mich quälen? Er führt mich zum Wasser, zum stärkenden Thau.“ —

Im Naturmenschen bezieht sich Alles auf seine allernächsten Wünsche, die wieder nur das augenblickliche Wohlsein bezwecken. Was ihm hierbei am zudringlichsten in die Augen fällt, steht seinem Nutzen oder Schaden auch am nächsten und übt die rechte Gewalt über ihn aus. Es wird wohl am Ende eine heilige Macht, und erringt sich einen Platz im religiösen Glauben. —

Der Nomade war ein solcher Naturmensch. Er ließ außer Acht, was seinem gegenwärtigen Leben ferne lag, und verehrte die am meisten wohlthätig wirkende Erscheinung des Augenblicks als eine Gottheit. Das war aber für alle Nomadenvölker die Sonne, das höchste Wesen des irdischen Naturlebens, die Lebensspenderin, in deren Licht und Wärme jedes Dasein wurzelte, die tägliche Wohlthäterin, vor deren Erscheinen alle Schrecken und Beängstigungen der Nacht, alle Gespenster der Finsterniß weichen mußten. Wenn auch die Feinde der Menschheit und Natur allabendlich wiederkehrten, so wurden sie immer wieder durch die Majestät dieser Gottheit besiegt. Ihr gebührte daher die höchste Ehre, der vorzüglichste Dank, und der Nomade glaubte nicht mehr thun zu können, als daß er ihr sein Liebstes und Werthvollstes, was er hatte, zum Opfer darbrachte: sein Pferd.

„So malte sich im Sonnengott das sonnige Wohlsein der Hirten.“ —

Die Natur bot aber auch überall Gegensätze dieses Wohlseins dar. Dem Glück trat das Unglück, dem Frieden der Kampf, dem Leben der Tod entgegen, lauter Dunkel gegenüber dem Lichte. Nothwendiger Weise mußte der Nomade an das Walten einer zweiten Gottheit glauben, die finstere Gegnerin der lichten Ersten. Täglich belehrten ihn die Naturereignisse, daß sich Beide bekämpfen; er mußte vermuthen, daß Beide ewig seien. — Seines Herzens Wünsche gingen zwar dahin, daß das Licht endlich einmal siege, und der Kampf sich nicht mehr erneuere, aber er hatte keine Veranlassung, es

zu hoffen. So befestigte sich in ihm der Glaube an den stets siegreichen Gott und den nie gänzlich besiegten Teufel. —

Suchte er für seinen Glauben etwa noch eine äußere sichtbare Gestalt der bösen Gottheit? — Sie schlich ihm überall als Schlange nach; er und seine Thiere kannten sie nur zu gut, und gewiß waren alle andern Gift- und Raubthiere, Skorpionen, Tiger, Wölfe, nur die Diener derselben, die untergeordneten Teufel des Erzteufels. —

Ihnen gegenüber gebrauchte jeder Hirt einer abwehrenden Waffe. Das war die Keule. Daher war sie nun auch ein geheiligtes Werkzeug des Kampfes und die Gestalt eines kräftigen Nomaden, ausgerüstet mit der heiligen Keule, schien das getreueste Abbild des siegreichen Gottes selbst zu sein. So malte er ihn auch, so malte er sich. — Nun gebot die Religion auch den Kampf mit dem Bösen, den allerdings die einfache Nothwendigkeit ohnehin mit sich brachte. —

Dem guten Gotte wurden dann auch Thiere als Diener seines Willens zugetheilt, und das konnten keine andern, als die zahmen und reinen Nutzthiere sein, die Gegner jener schädlichen und unreinen. Die Vögel, z. B. vorzüglich der Adler und Habicht, waren — wie der Augenschein lehrte — wachsame und scharfsehende Geister, die in der Nähe des lichten Gottes schwebten, und Dolmetscher seines Willens sein mußten. —

Solche einfache Vorstellungen sind noch heute die vorzüglichste Grundlage der Religion jener Völkerschaften, deren Urahnen einst als Nomaden einen Theil Asiens durchwanderten, so z. B. der Perser. Ihnen hat der Gläubige unserer Tage die Existenz Ahrimans, des unsterblichen Teufels, zu verdanken, denn er wanderte, wie der schwarze Tod und viele der bedeutendsten Krankheiten, aus Babylon nach Jerusalem und von da nach — Rom, d. i. aus dem Heidenthum in das Juden- und Christenthum. —

Nach den heiligen Offenbarungen der Perser ist nemlich im Lichte der gute, in der Finsterniß der böse Gott, Beide gleich nothwendig, gleich ewig entstanden. Die Schöpfung des Einen ist der Gegensatz der Schöpfung des Andern. Der beständige Kampf wird einst ein Ende haben, wenn Ahriman und seine Dews (Teufel) werden — bekehrt werden. — Der böse Gott ist auch der Urheber aller menschlichen Bosheit. Das erste Menschenpaar — der Mann hieß Meschiah, die Frau Meschiane — wurde von ihm verführt. In der Gestalt

einer Schlange überredete er dieselben, daß er der gute Gott sei. Sie glaubten und wurden ihm ähnlich. Von da an suchte er nur Betrug, und die Menschen ließen sich auch immer betrügen, ohne daß der gute Gott es wehren wollte oder — konnte.

„So malte der Perser sein Geschlecht auch im Teufel." —

Dem **chinesischen Volke** rühmt man nach, daß es praktisch, verständig und emsig sei, aber man beschuldigt es, daß ihm Gemüthlichkeit und geregelte Phantasie fehle. Durch Jahrtausende stand es innerhalb seiner das weite Reich umgebenden Mauer still, und strebte weder nach Neuerungen, noch sonst nach Berührung mit andern Nationen. Nur in seinem Lande trieb es Flußschifffahrt, nach Außen ging nicht sein Sinn. Die jüngste Zeit will auch da wirksam sein. Bereits sah man Chinesen und ihre Erzeugnisse auf der großen Gewerbe-Ausstellung. Bereits treibt sie der Goldhunger nach Californien. Eigentlich sind die Chinesen auch vermöge der Beschaffenheit ihrer Heimath ganz besonders auf den Ackerbau angewiesen, und sie kommen dieser allgemeinen Stimmung so sehr nah, daß sie in jenen Gegenden, die einer überreichen Bevölkerung nicht den nöthigen Ackerboden bieten, auf stillen Gewässern künstliche Inseln mit Gärten und Feldern bauen. Sie haben es überhaupt und vorzüglich mit der Natur zu thun, und finden tausendfältige Veranlassung, deren Kräfte hoch zu achten.

Von einer höchsten Gottheit war im alten China nie viel die Rede. „Himmel und Erde — sagten die heiligen Schriften — sind Vater und Mutter aller Dinge, und der Mensch ist unter Allen das einzige Wesen, das Verstand und Unterscheidungskraft besitzt." — Wenn Himmel und Erde den Begriff der Gottheit ausmachten, so war das Menschenthum, so zu sagen, der dritte Theil der Dreieinigkeit, und Vermittler zwischen jenen Beiden. Außer diesen drei Begriffen, für welche der Chinese weiter keine Bilder aufzustellen nöthig hatte, verehrte er eine Anzahl von Schutzgöttern, die entweder als Natur-

geister oder als Seelen verstorbener Menschen göttliche Würde empfingen. Doch hatte es mit ihnen von jeher eine ganz eigenthümliche Bewandniß. — Das Familienleben ist nemlich dem chinesischen Volke stets ein Hauptgegenstand der ganzen Religionslehre gewesen. Der Staat hieß daher auch — ganz richtig — „die große Familie," und seine ganze Einrichtung war dem innern Wesen dieses Namens angepaßt. Da war nun der Kaiser, „der Sohn des Himmels," das Familien-Oberhaupt, „der große Vater," und damit Alles in Allem: Oberpriester, Oberzauberer, Oberprediger und Oberlehrer, Regent, Erzieher, Versorger, Ernährer, Wetter- und Kalendermacher, Rathgeber u. s. w. aber auch Kaiser — aller chinesischen Schutzgötter. Er schrieb nicht nur vor, was und wie viel zu glauben sei, und verfaßte somit den Katechismus für ganz China, sondern er ernannte auch sogar die Götter für Saaten, Flüsse, Meere u. dgl. nach den Bedürfnissen der verschiedenen Bezirke des Landes. — Seine Macht geht heute noch so weit, daß er jene Schutzgottheiten, die ihre Schuldigkeit nicht thun, mittelst Cabinetsschreiben absetzt. Wenn in irgend einem Gebiete Unglück geschehen ist, und die Wohlfahrt des Volkes gefährdet wurde, wenn Feuer, Erdbeben oder Ueberschwemmungen das Land verheerten, so wird, wenn die Menschen dabei nichts verschuldet oder versäumt haben, den betreffenden Bezirksgöttern alle Schuld beigelegt, sie verlieren Amt und Würde, und an ihre Stelle werden Andere ernannt. Damit nun das Volk solche Aenderungen erfahre, geruht der „Sohn des Himmels" alljährlich einen Götter-Kalender herauszugeben, in welchem die Namen derer angegeben sind, an die sich alle Chinesen mit schuldiger Bitte und Verehrung zu wenden haben.

Dem Kaiser muß ja Alles unterthan sein, auch die Götter. Der Chinese ist ein unmündiges Kind seines „großen Vaters," und die Götter sind wohl — auch nur Chinesen. —

„Jesuiten, von denen bisher die meisten Nachrichten über die religiösen Zustände China's geliefert wurden, lobten die große Strenge der Regierung und deren Gottesherrlichkeit, die den überklugen Menschenverstand zügelt, und an eine beschränkte Lebensweisheit gewöhnt. Sie lobten, — denn sie selbst standen unter ähnlichen Ordnungsgesetzen; ihr General war Gottes Bild auf Erden." —

Fällt aber einmal solch ein Gott, so fällt auch die ganze Religion. — „In China ist oft Rebellion; Raubvölker brechen ungestraft

aus den Gebirgen in das offene Land herein und ein Gottkaiser verjagt dann den Andern." —

Wer dem Volke solche Götter vormalt, thut es gewiß nicht umsonst. **Die** Kunst hat einen goldenen Boden. Mandarinen und Mönche saugen dem mit fest gedrehten Glaubensstricken geknebelten Volke bei jeder sich darbietenden Gelegenheit die besten Säfte aus. Das Volk hat Religion genug, um sich das gefallen zu lassen, und der Kaiser schützt darin Mandarinen und Mönche, weil sie Stützen seiner Macht sind. —

Im Jahre 1816 schickte eine europäische Großmacht Gesandte an den „Sohn des Himmels," aber der Hauptzweck der Sendung wurde deshalb nicht erreicht, weil die europäischen Männer sich weigerten, vor der göttlichen Majestät die Köpfe neunmal auf den Boden zu stoßen. Jeder Chinese thut dergleichen ohne alles Bedenken. —

In seinem „Herr Gott" malt sich der chinesische Knecht Mensch, der Menschenknecht. —

Und die **Römer?** — Sollten sie von einer so allgemeinen Regel eine Ausnahme gemacht haben? —

Zu ihren geschichtlichen Eigenthümlichkeiten, die sich auch in der Religion abgedrückt haben, gehörte vorzüglich die sorgfältige Rücksicht, welche sie in allen staatlichen Fragen auf Ordnung und Nützlichkeit nahmen. Dahin ging all ihr männlicher Ernst, die gereifte Besonnenheit, die nüchterne Verständigkeit, die der Geschichtsschreiber stets zu loben weiß. Daher ist es nicht zu verwundern, wenn erzählt wird, daß die römischen Götter auch ein nothwendiger Bestandtheil staatlicher Ordnung und Nützlichkeit waren. — Ausschweifende oder allzu leicht bewegliche Phantasie gehörte ferner nicht zu den Fehlern dieses Volkes und sein religiöser Glaube kam nicht in die Gefahr schwärmerischer Uebertreibung. Ja, die Römer erdichteten nicht einmal die allernothwendigsten Gottheiten selbst, sondern fanden es praktischer, dieselben vollständig andern Völkern zu entlehnen. Es kam darin

endlich so weit, daß sie es nöthig und gut fanden, selbst die Götter ihrer Feinde anzunehmen. Man unterließ es nicht, sie dadurch anzuerkennen und zu ehren, daß man ihnen in der Hauptstadt Tempel errichtete, und Priester ernannte, die auf Staatskosten die nöthigen Opfer darzubringen die Pflicht hatten. So übernahm das Römervolk oft Götter und Gottesdienst einer besiegten Nation gleichsam wie eine Sache des Vertrags, und es trug gewiß nicht wenig dazu bei, sich das Vertrauen der Unterjochten zu gewinnen, wenn man ihre Religion ehrte. — Aber auch die Gottheiten selbst waren in Betracht zu ziehen. Man mußte auch sie zu gewinnen suchen, oder es wenigstens mit Keiner von ihnen leichtfertig verderben. Daher sollte auch Keine vergessen oder vernachlässigt sein. — Am Ende war so die Sache zugleich sehr praktisch und sicher. — Im höchsten Falle schadete es dem Staate nicht, wenn es ihm nicht nützte. —

So fand man in Rom am Ende die Bilder, Tempel und Priester aller vorzüglichen Gottheiten jener Völker, mit denen es die Römer in Krieg oder Frieden zu thun hatten, und ihre eigene Religion konnte dabei keine andere Gestalt annehmen, als die einer großen Glaubensmischung. Indessen war diese letztere Bedenklichkeit große Nebensache. Es handelte sich ja nur um die nothwendige Staatsreligion, und nicht um Glauben oder Denken. Die Gebildeten und Priester wußten das Eine, daß zur Existenz eines solchen Staates Götter nöthig seien, und daß das Volk nicht anders, als in den Banden religiöser Gewohnheiten regiert werden könne. — Dieses Eine reichte hin, es selbst verzeihlich zu finden, wenn man die Leute täuschen mußte. Daher nannte man auch die ganze Angelegenheit „Religion,“ zu deutsch: eine Sache der Verbindlichkeit. — Bei dem Allen gingen also Unglaube und Aberglaube Hand in Hand.

Was nun noch besonders das Reich der Götter betrifft, so war es wie der römische Staat geordnet. Es gab darin über- und untergeordnete Rangstufen, an deren Spitze Jupiter, der Götter-Monarch mit zwölf höchsten Räthen das ganze göttliche und menschliche Weltall regierte. Er war „der Beste,“ „der Größte,“ politischer und bürgerlicher, Kriegs- und Friedensgott, alleiniger Herr und Lenker aller Schicksale. Die andern Gottheiten, groß und klein, waren seine Würdenträger, Minister, Räthe, Gesandte, Beamte und Vollstrecker seines erhabenen Willens, alle geschult und geordnet nach den nothwendigen Grundsätzen eines

Götterstaates. — Wie reichlich übrigens für alle besondern Angelegenheiten göttlicher Weltverwaltung gesorgt war, mag ein einziges Beispiel darlegen. Für das Bereich des Ackerbaues waren angestellt: eine Gottheit der Blumen und Blüthen, eine andere des Obstes, eine der Aehren, eine des Säens, eine der Saatkeime, eine des Brandes im Getreide, eine der Saatenreife, eine des Umpflügens, eine des Mähens, eine des Düngens und Eggens, eine des Beschneidens der Bäume, eine der Bienenzucht u. s. w. Wenn nun in allen Zweigen der Staats- und Volkswirthschaft die angemessene Götterhülfe vorgesorgt war — es gab im Ganzen an 30,000 Götter — so konnte sich der Römer bei keinem seiner Geschäfte über Mangel an höherem Beistand beklagen. Er war besorgt und aufgehoben, aber wehe ihm, wenn er dennoch Unrecht that, und es ihm dabei gelang, dem Arme der menschlichen Gerechtigkeit verborgen zu bleiben. Der Götter Richterspruch ereilte ihn sicher. Sie vollbrachten, was der Staat versäumte.

In solchen Staatsgöttern aber malte sich der römische Staatsmann, der Herr und Lenker. —

„Es fürchte die Götter
Das Menschengeschlecht!"

Das Heidenthum liefert eine große Gallerie von Göttergemälden aller Art. — Jedes Volk hatte seine eigne Art der Malerei, die nur ihm und keinem andern taugte und gefiel. —

Die Kunst dieser Malerei war eine natürliche. —

Kein Volk malte besser, als es in seinen Kräften stand. Es kam dabei auf Geschicklichkeit und Einsicht an. —

Unter den Bildern sind Viele, die nach einer Art (Manier, Schule) gemalt sind. —

In jedem Gemälde werden die hellen Farben durch dunkle gehoben. Die Götter haben keine Vollkommenheiten ohne Mängel. —

Je reicher die Phantasie, desto größer der Farben-Vorrath, desto bunter die Malerei. —

Die Hand, die den Pinsel führte, ist selten zu verkennen. — Es war nur immer eine Menschenhand. — Wenn Priester den malenden Völkern die Hand führten, so sagten sie, die Götter — malten sich selber. —

Farbenreiber und Malergehilfen waren Phantasie, Sinnlichkeit, thierische Triebe; Bildung und Wissenschaft, oder Dummheit und Unwissenheit; kriegerischer Geist, Freiheitsliebe oder Despotie, knechtischer Sinn und andere — Menschlichkeiten. —

Zu den Bildern lieferten entweder Priester oder — Gebieter den erklärenden Text. Alles auf Kosten der menschlichen Leichtgläubigkeit. —

Viele malten nach Vorbildern (— copirten —); wenige erdichteten ursprünglich. — Wenn das Bild halb vollendet war, zogen die Priester einen Vorhang davor und machten die Zeichnung heimlich fertig. —

Es war nicht immer eine „liebliche" oder „zauberische" Hülle, die der Dichter — oder wer — um „Wahrheit" wand: oft war die Hülle schlecht, das Bild oft eine Lüge. —

Je verhüllter, desto glaubwürdiger: so sprach der Eine zum Andern. — Was hüllenlos vor aller Augen zu Tage lag, hatte den Reiz verloren, war natürlich und nicht göttlich. —

„Das schönste Bild der Gottheit war das erwärmende Licht. — „Ihm zu Ehren bauten die Menschen gerne die Altäre in der Richtung nach Sonnenaufgang; dahin wendeten sie den betenden Blick.“ —

Die ersten grob geriebenen Farben lieferte das Gefühl der Abhängigkeit und des Schreckens. — „Der allererste Gott war vielleicht der allererste Donnerschlag.“ — „Der Anfang der Weisheit war die Furcht des Herrn.“ — Die ersten Göttergestalten lieferte die Natur des Sichtbaren. —

Eine edlere, als die Menschen-Gestalt, hat noch kein Volk für seine Göttergemälde erfunden. —

„Daß Menschen ihre Götter in Menschen-Gestalt malten, ist ihnen nicht zu verdenken.“ —

In der Regel waren die Götter den Menschen ähnlicher, als diese ihnen. —

„Wer seinen Gott recht hoch stellen wollte, sagte, er sei nicht so, wie die Menschen, sondern besser, glücklicher.“ — Das will selten viel heißen. —

„Wenn es wahr ist, daß ein Gott die Menschen nach seinem Ebenbilde erschaffen hat, so haben sie es ihm — reichlich — vergolten.“ —

Jedem galt sein Gottesbild für das einzig wahre. — Welches aber von Allen war das Wahrste? —

„Es fröhnten Völker todten Götzen,
Geschöpfe fielen ohn' Entsetzen
Abgöttisch vor Geschöpfen hin.“ —
— „Und meinten, daß sie Götter hätten,
Und schmiedeten sich Sklavenketten.“ —

„Irrthum verließ den Menschen nie; doch zog stets ein höheres Bedürfniß den strebenden Geist — immer höher — zur Wahrheit hinan.“ —

Nie sprach ein ganzes Volk von der Gottheit seines Glaubens einfach, ohne Malerei, ohne Bild; das thaten nur einzelne Menschen — Gottesleugner. —

Den Bildervorhang, den die Priester vorgezogen haben, abzuziehen, kostete immer viel, oft das Leben. —

An der frischen Luft und im Lichte des klaren Tages erbleichten die Gemälde. Wurden sie zu oft enthüllt, fand man am Ende die leere Leinwand.

„Müßig kehrten zu dem Dichterlande (woher sie gekommen,) heim“ schon viele der alten Götter, doch lange noch nicht Alle. — Die Menschwerdung Gottes scheint eine ewige sein zu sollen. —

Beweise! Wo hat ein jedes Volk die Beweise, daß seine Götter gerade so aussehen, wie es dieselben malt? — „Beweise? — Ueberlegt! — Beweise! — Wie kann man, was man glaubt, beweisen wollen?“ —

II.

„Der Glaube macht selig.“

Den rechtgläubigen Hindu segnen nicht weniger als 332 Millionen Götter, an deren heiliges Walten er glaubt. — Er hofft in den Himmel zu kommen, wenn ihm die Gnade zu Theil wird, den Namen des höchsten Gottes im Munde und den — Schweif einer Kuh in der Hand zu verscheiden. — Schwer mag oft der Sünden Schuld auf seinem Bewußtsein lasten; er wäscht sie aber rein mit Wasser, das ihm der heilige Fluß Ganges reichlich liefert. Viel besser und wirksamer ist freilich jenes, das die ihm noch heiligere Kuh spendet. —

Ein wahres Glück kann er es nennen, daß die größte aller Sünden nur die ist, welche er begeht, wenn er einen Brahminen beleidigt. Das kann er am Ende leicht vermeiden, weil so ein Mann ihm ganz genau sagt, was ihm gefalle, was nicht. Die Götter sprechen sich nicht immer deutlich aus. —

Der Brahmine selbst — wenn er sich schuldbewußt werden sollte — liest alle Tage in seinem Erbauungsbuche ein Capitel über das Leben eines gewissen Heiligen: das bringt ihm Vergebung aller Sünden. Jedenfalls findet er sich dabei mit den Göttern leichter ab, als mit ihm der arme Hindu. —

Bei einigen asiatischen Völkern ist es Gebrauch, Wasser, bei andern Sand oder Asche auf den Kopf zu schütten, worauf die Vergebung der Sünden unzweifelhaft erfolgt. —

Der Chinese hat es noch leichter; er ruft nur den Namen Omyto! oder Omyto Fo! einige Male nach einander aus, und wird von der Schuld selbst des größten Verbrechens frei. —

In Arabien bekömmt man noch heute Gebete zu kaufen, welche die Kraft haben, von Sünden zu reinigen. Daher mag wohl ein Dichter dieses Landes zu Gott betend sagen dürfen:

„Wir haben uns, Herr! Vergehungen erlaubt, weil wir gesehen haben, daß die Verzeihung auf dem Fuße nachfolgt.“ —

Schweigt denn die Stimme des Gewissens in solcher Religion? Der Glaube spricht so laut, so beruhigend, so tröstend, daß jene verstummen müßte, wenn sie je einmal laut geworden wäre. Der Glaube macht selig, so selig, daß der ihm treue Heide gewissenlos sein kann. —

Der Grieche steigerte die Beruhigungen seines religiösen Glaubens nicht immer so hoch. Für ihn gab es Verbrechen, die auf keine Weise gesühnt werden konnten. Dahin gehörten vorzüglich Verrath am Vaterlande und Menschenmord. Der Schuldige war den Furien (des Gewissens) rettungslos anheim gegeben. — Nur für den unfreiwilligen Todschlag gab es ein religiöses Beruhigungsmittel, welches darin bestand, daß der Priester auf die geöffnete Hand des Schuldigen geweihtes Wasser goß, und der Gottheit ein Opfer brachte. —

Der wahrhaft religiöse Hindu ißt das Fleisch von Thieren nicht, weil er sie nicht zu tödten wagt; es könnten in ihnen die büßenden Seelen verstorbener Verwandten und Freunde, wohl gar der Eltern und Geschwister herumwandern. —

Fürsten und Brahminen, wenn sie irgend welche Sünden verschuldet haben, leben der beglückenden Hoffnung, daß ihre Seelen einst ganz sicherlich in Elephantenleiber wandern werden. Gott Buddah hatte auch einmal die Gestalt eines weißen Elephanten angenommen. So viel Wonne der Zukunft durften sich freilich die Leute geringeren Standes nicht versprechen. —

Der Egypter bildete sich ein, seine Seele werde, wenn der Leib stirbt, aus einem Thiere in das Andere übergehen, und wenn sie dann

in 3000 Jahren **alle** Thierleiber zu Lande und zu Wasser durchwandert hat, in den Menschenleib, der eben geboren wird, einziehen, um — die Rundreise von Neuem zu beginnen. —

Der arme Orientale, der weder viel Zeit und Kraft, noch Lust zum Nachdenken haben mag, muß froh sein, daß er sich mit dem Studium der Göttergelehrtheit gar nicht zu befassen brauche: seine Religion schreibt ihm vor, daß er dazu gar kein Recht habe, und dieses ganz ausschließlich nur den Priestern zustehe. —

Ein gesunder, stämmiger und rüstiger Mensch, dem es in Indien zu arbeiten nicht gefällt, flüchtet sich in die Arme des religiösen Glaubens seines Landes. Er durchzieht als Mönch die Wohnsitze arbeitsamer und wohlhabender Leute, bettelt um des Lebens tägliches Brod, erhält mehr, als er braucht, und ist dann — wegen der offen zur Schau getragenen Entsagung — ein heiliger Mann. Er ist genügsam und begehrt nicht höhern Ruhmes. — Es gab aber Derwische, die es richtiger verstanden haben, im Glauben selig zu werden, indem sie sich bei der Ankunft des Landesherrn der Reihe nach auf den Boden legten, und das Thier, das den Stellvertreter Gottes auf Erden trug, über ihre Leiber, wie über eine Brücke, schreiten ließen.

Im zertretenen Rückgrat oder in zerbrochenen Rippen brannte der — heilige Glaube, daß der Gottheit damit ein großer Dienst erwiesen worden sei, dem der Lohn ewiger Glückseligkeit gewißlich nachfolgen werde. —

„Wer nach dem Umgange mit Gott strebt, der kreuzige seinen Leib.“ —

„Fahr', Welt, fahr' immer hin,
Gen Himmel steht mein Sinn,
Das Ird'sche ich verfluche,
Das Himmlisch' ich nur suche.“ —

„Die Vorzeit hieß es heilig, wenn **der** Fliegen, **der** Heuschrecken aß, und Einer gar — im Ameisenhaufen saß, um andächtig zu überwintern.“

Seit uralten Zeiten hat das indische Volk ein heiliges Feuer, — den Segen des ganzen Landes, aus den Strahlen der Sonne von Priestern gezogen, — auf einem hohen Berge mit Fleiß und Sorgfalt unterhalten. Es gereicht dem gemeinen Indier zur täglichen Beruhigung, daß seine Priester, zur Ehre dieses heiligen Feuers, bei jedem Sonnenaufgang Wasser in die Luft dem Gotte entgegen spritzen. Wie schlimm stände es um das Land, wenn dies einmal versäumt würde! Der Gott wäre im Stande umzukehren. — Bei Gott ist Alles möglich. —

Was würde aber der gute Hindu dazu sagen, wenn er erführe, daß es in Amerika Wilde gab oder giebt, die in einem ganz andern Glauben ihre tägliche Beruhigung finden, indem sie sich an jedem Morgen beeilen, ihre Pfeifen zu rauchen, um dem Sonnengott den — stinkenden — Tabacksqualm in aller Ehrfurcht entgegen zu blasen. Die armen unglücklichen Wilden! Wenn es wenigstens Weihrauch wäre! —

In den Tempeln vieler Völker, namentlich der Griechen und Römer, brannte ein ewiges „Feuer," von Priestern — Jungfrauen — Wittwen — sorgsam geschürt. So lange es brannte, war die Wohlfahrt des Landes gesichert, und der Bewohner ging zuversichtlich seinen Obliegenheiten nach. Aber Angst und Sorge überfiel ihn, wenn es einmal erlosch. Dann hatte sich — wohl vielleicht im Zorne — die Gottheit entfernt, und das Reich war — gottverlassen und schutzlos. —

In Rom tanzte man am Feste der jungfräulichen Feuergöttin — am 24. Juni (Johanni) — um die heilige Glut herum. Das war der Gottheit ein gar angenehmer Dienst; ihre Gnade strömte dann desto reicher auf das Volk hernieder. — Dieser Gebrauch verbreitete sich nach Germanien und die Spuren seines einstigen Daseins sieht man noch heutigen Tages: man springt über und tanzt um die Johannisfeuer. Aber der alte Heidenglaube fehlt; ein anderer trat an seine Stelle: der Rauch des Feuers, über das der Knabe an jenem Tage hinwegsetzt, verscheucht — Teufeleien aller Art. —

In Sibirien hockte der Zauberpriester — Schamane — bei Nacht am geweihten Feuer, und ließ eine Trommel rühren, um die weissagenden Geister herbeizulocken. Endlich ergriff das Grauenhafte der Scene sein Gemüth, er entsetzte sich, sprang auf, lief in wilder Jagd um das Feuer herum, schlug mit Händen und Füßen nach allen

Kräften aus, schrie, rief, drohte, bis sie — wirklich — erschienen und er ihre Rede hörte. Getröstet ging er von dannen. Sein Glaube hat ihm geholfen, oder vielmehr denen, die ihn — bezahlt haben. —

Der Nilfluß befruchtet alljährlich der Egypter Land. In uralten Zeiten glaubte man, er sei ein Gott. In den Tagen der Ueberschwemmung ehrte man ihn dadurch, daß man aß, trank, tanzte, sang und fleißig das Theater besuchte. Das brachte dem Lande Heil und Segen. —

Die Franken des Alterthums ehrten auch das fließende Gewässer, aber sie opferten ihm — Weiber und Kinder der Feinde, die sie, glücklich im Kampfe, überwunden und gefangen genommen hatten. Das brachte ihnen neues Waffenglück. —

Die alten Trojaner dagegen warfen lebendige Pferde in die Flüsse des Landes. Pferde waren ja die Symbole der schnell dahin brausenden Götter. Waren sie doch auch die Lieblinge der Menschen. Wie viel Segen mußte solch ein Geschenk einbringen! —

Wasser überhaupt war vielen Völkern ein Hauptbestandtheil der Religion. Während sie sich aber nach den Vorschriften ihres Glaubens fleißig wuschen und reinigten — was gewiß n i e o h n e Segen war — gab es Andere, die des Glaubens lebten, zwischen seinen vier Pfählen sitzen, den Rosenkranz beten, und in seinem Dunstkreise gelb werden, sei ein ganz vorzügliches Mittel, Gott zu gefallen. — „Die Perser betrachteten die gesetzliche Reinigung als den wichtigsten Theil ihrer Religion und hatten immer den Grundsatz ihres Propheten im Munde: „Die Hälfte der Gottesverehrung ist reinlich zu sein." — Das Wasser heiligte, reinigte. —

Wer einer neuen Religion beitreten wollte, mußte durch die Taufe aus dem Wasser hervorgehen. —

Manche fromme Orientalen kamen in der religiösen Reinlichkeit so weit, daß sie keine wollenen Kleider trugen und lieber barfüßig einhergingen, als daß Leder ihre Füße bedeckte, weil Wolle und Leder — thierische Bestandtheile — an sich unrein seien. —

Dagegen traten wieder die Frömmler Indiens so unrein als möglich auf, verwahrlosten in gröbster Weise ihren Leib, trugen die schmutzigsten und zerrissensten Wollkleider, sangen aber heilige Lieder, beteten den Rosenkranz und waren darum auch heilige Leute. —

Wer seiner Gottheit ein Pferdeopfer brachte, wurde der Gnade derselben dadurch theilhaftig, daß er des Thieres Fleisch essen, dessen Blut trinken durfte. Er kam in die Gemeinschaft mit Gott — das Opfer war ja durch die Weihe ein Theil desselben geworden — aber er bildete sich doch nicht so leicht ein, die Gottheit selbst verspeisen zu können. — Wer nicht Pferdefleisch opferte und verzehrte, war ein Unglückseliger, der den wahren Glauben und die rechten Mittel zur Seligkeit nicht kannte. —

Als König Hakon Adelstan in Norwegen eine neue Religion — das Christenthum — einführen wollte, verbreitete sich Schrecken und Mißtrauen über das ganze Land, denn die Christen — so glaubte der unvernünftige Norwege — aßen lebendiges Menschen- oder gar Gottesfleisch. Seine Unterthanen wollten ihn umbringen, verlangten aber doch noch einmal, daß er Pferdefleisch esse, bevor sie zu dieser traurigen Nothwendigkeit schreiten müßten. Da die Gefahr nicht anders zu beseitigen war, willigte er nach einigem Widerstreben ein, und von nun an wurde er nicht nur für rechtgläubig angesehen, sondern man erwartete mit Ruhe und Zuversicht, daß seine Regierung das Reich auch beglücken werde. —

Vor ein geweihtes Pferd pflegten germanische und slavische Völkerschaften kriegerische Waffen — Speere — niederzulegen. Wenn es, darüber hinwegschreitend, den rechten Fuß zuerst erhob, so ging man mit verdoppeltem Muthe in den Todeskampf. Es war ja das ein gnadenvolles Zeichen der Gottheit. —

Pferdeköpfe waren Schutzmittel gegen böse Geister. Man

befestigte sie an die Giebel der Häuser und deren Bewohner schliefen ruhig unter dem göttlichen — Schirm. Später aber schliefen sie vielleicht noch viel ruhiger unter einem anderen Zeichen. *)

Wenn es trockenes Wetter gab, stellte ein Priester des heidnischen Alterthums leere Krüge auf den Altar, wenn es wetterte und stürmte warf er einen Ochsen, ein Schaf, oder auch wohl einen Menschen in das Meer. Das half. — Ein Anderer richtete dagegen mehr aus, wenn er sich vor dem leuchtenden Monde auf die Erde warf, ihn — anbellte und um fruchtbare Witterung bat. — Die Römer hielten in solchen Fällen feierliche Prozessionen durch die Felder. Als aber einstens eine ansteckende Krankheit im Volke ausgebrochen war, ließen sie mit großen Kosten eine heilige — Schlange aus entferntem Lande nach ihrer Hauptstadt bringen, errichteten ihr einen eigenen Tempel, und ließen sie durch besondere Priester täglich gut füttern. — Das stolze Volk hätte ein Anderes für sehr thöricht gehalten, das sich in einer solchen Noth z. B. an die Knochen eines todten Menschen verwendete, sie mit Pomp und Aufwand aus weiter Ferne bringen ließ, feierlich umhertrug, küßte, beräucherte und dgl. m. Wie mußte ein edler Römer den rohen Krieger, mit dem er in Asien und Afrika zu thun hatte, bedauert haben, wenn er erfuhr, daß dieser in Krankheit und Noth dem Bilde seines Gottes, einem roh behauenen Holzpfahl oder Steinblock, vor seiner Hütte, täglich Opfer darbrachte, um so den Regierer des Schicksals zur Hilfe und Abwehr zu bewegen. — Eine so wohlfeile Gottesverehrung konnte doch unmöglich von Wirksamkeit sein. — Kaukasische Völker erwarteten sogar weniger Hilfe von heiligen Thieren, als vielmehr von deren Fellen und Häuten; die Gläubigen zogen sie ab, und

---

*) Noch heute sieht man in einigen Gegenden des einstmaligen Germaniens an Bauernhäuser hölzerne Pferdeköpfe angebracht. Rosse, aus dem Bodenfenster schauend, sind Wahrzeichen in Danzig, Magdeburg, Schweinfurt, Cöln. — Auch Hufeisen sind noch fast in allen norddeutschen Ländern als Zeichen des alten Glaubens sichtbar. An die Thürschwelle angenagelt, beruhigen sie Manchen, der darüber hinwegschreitet. Er tritt wohl in das Haus — des Friedens. — Das Eisen freilich thut es nicht; vielleicht der Glaube. —

hängten dieselben entweder in ihren Hütten als Schutzgottheiten auf, oder umhüllten damit ihre Leiber. Bei Jagden und im Kriege waren das sichere Retter in der Noth. — Unter Umständen mag wohl auch wirklich eine recht dicke Haut gute Dienste gethan haben. —

Wenn der Mongole auf die Jagd geht, legt er eine Bärentatze auf das Haupt und betet: „Schlag mich nicht todt." —

Der Ostiake schnitzelt in einen Holzklotz etwas Gesichtartiges, versieht es mit gehörigem Munde, macht an die Stelle, wo der Magen sein soll, eine zweite Oeffnung, und sein Gott ist fertig. Vor ihm beugt er sich demuthsvoll, nimmt von dem Brei, den er gefrühstückt hat, einen Theil, streicht denselben seinem lieben Gotte in den Mund, und wenn die Flüssigkeit abläuft, fängt er sie gläubig auf, bestreicht damit seine Füße, und wandert getröstet und gestärkt hinaus auf die Jagd. War sie glücklich, bekommt der Helfer neuen Brei und einen Kuß, wo nicht, wird — ein Anderer geschnitzt. —

„Der alte Germane hatte seine geheiligten Eichen, welche er nur schwer gegen das dürre Kreuz eintauschte." Seinen Sängern und heiligen Männern war aber schon die Mistel heilig, die wurzellos am Stamme der Eiche emporwuchs. — Der Vogelfänger hält sie noch heute sehr in Ehren. —

In Egypten rettete der fromme Hausvater, wenn seine Hütte brannte, zu allererst — die heilige Katze, die gottesfürchtige Mutter pries sich glücklich, wenn sie das Kind ihres Herzens dem göttlichen Krokodil vorwerfen durfte, und dieses so gnädig war, es nicht zu verschmähen.

Wie selig machte die nordischen Bewohner Europa's der Glaube, das Menschengeschlecht stamme aus heiligen Bäumen, die ersten Menschen seien zwei — Klötze, der göttlichen Esche und Erle gewesen, welche die Dreieinigkeit mit himmlischen Menschlichkeiten ausgestattet habe: Wodan mit dem Lebensgeist, Vile mit Verstand und Ve mit Geblüt (Gemüth). — Man begrub daher auch die Todten — wenn man sie nicht verbrannte — in Bäume. — „Kehre zum Baume zurück, von dem du genommen bist." — Später tauschte

man diesen Glauben gegen einen Andern um, der — wahrscheinlich — aus Arabien kam: der erste Mensch — Mannweib — sei aus Lehm gebildet worden, und Gott, der Einige, habe ihm die unsterbliche Seele eingehaucht: —

Der gemeine Perser dagegen glaubte, nicht aus Holz, nicht aus Lehm, sondern vom — Rinde stamme das Menschengeschlecht. Das erste Paar — versichern ihn die heiligen Schriften — kam aus der rechten Schulter des vom — Gott Teufel (Ahriman) getödteten Urstieres, genannt Urheber der Nahrung. — Der Priester gab indessen diesem Glauben eine mildere Deutung, was ihm nicht schwer wurde, weil das Wort „Stier" in seiner Sprache nicht nur das Thier, sondern auch den Frühlingsstern, der neues Leben spendet, und endlich noch die Erdenwelt, die Nahrung gebende, bedeutet. — Wie unglücklich müßte Einer sein, wenn er weder das Eine, noch das Andere glaubte. —

Eine jede Religion war wenigstens in der Weise beglückend, daß sie ihrem Volke unter Glaubens- und Sittenlehren aller Art auch die Mittel an die Hand gab, wie das bürgerliche und politische Leben genau nach dem Willen der Götter eingerichtet werden könne, so daß eigentlich nie eine gegründete Ursache zur Furcht, Unzufriedenheit Traurigkeit und Ungerechtigkeit vorhanden war. —

Bei den Römern z. B. lag es den Priestern und obrigkeitlichen Personen als wichtigste Pflicht ob, den Willen der Götter genau zu erforschen und dem Volke mitzutheilen. Sie thaten dies, indem sie allerhand Wettererscheinungen und Himmelszeichen, namentlich bei Ungewittern die Blitzstrahlen beobachteten, oder, indem sie die Stimme, den Gang, den Flug u. dgl. bei Thieren gewisser Art prüften. Ob die heiligen Hühner das ausgestreute Futter rasch oder langsam, hungrig oder spielend auflasen; ob die göttlichen Vögel sanft aufflogen, hoch empor stiegen, nach Sonnenaufgang oder Untergang abzogen, ob sie kreischten oder nicht; ob die Eingeweide der geschlachteten Thieropfer gesund oder krank waren; ob einem neu angestellten Beamten, wenn er an den Ort der Bestimmung abreiste, zuerst ein Pferd oder ein Ochs begegnete u. dgl. mehr, setzte das gläubige Volk vollständig in

Kenntniß, wie die Götter gewillt seien, ihm zu helfen und zu rathen. — Der gemeine Römer schenkte auch sein volles Vertrauen allen diesen göttlichen Offenbarungen, und war zufrieden, so lange als er glaubte, ohne zu überlegen. Als das aber nicht mehr geschah, hörte auch die Seligkeit und Beruhigung auf. Cicero, eine hoch obrigkeitliche Person der Stadt Rom, wagte dann öffentlich auszusprechen, wie er sich wundere, daß die Priester, wenn sie sich wechselseitig begegnen, einander nicht in's Gesicht lachen. —

In Griechenland hatten die Götter in heiligen Wäldern — so zu sagen — ihre Sprech- und Audienzsäle, wo der Gläubige sein Anliegen vorbringen und dagegen den göttlichen Rath einholen konnte. Das Rauschen der Eichen und Buchen, das Girren der in den Zweigen herumflatternden Tauben und des Priesters erklärende Stimme flößten manchem kranken Herzen lindernden Balsam des Trostes und der frohen Hoffnungen ein. Der berühmteste solcher göttlichen Sprechplätze — Orakel — war der am Abhange des „Dichterberges," nahe bei der Stadt Delphi. Die erste Gottheit, die dort sprach, war die Erdmutter; später überließ sie das einträgliche Geschäft an deren Riesentochter Phöbe, die den Ort durch einen Drachen behüten ließ; endlich erlegte ihr Enkel, der Sonnengott Apollo, den Wächter des Orakels, und nahm das Heiligthum selbst in Besitz. — Welchen Einfluß das Orakel von Delphi allein auf den griechischen Staat geübt hat, mag die Geschichte desselben darlegen. Im Uebrigen sprechen die reichen Geschenke, welche von allen Seiten dahin strömten, deutlich und klar genug aus, an wen der größte Segen des Apollo überging. — Wenn sich der Grieche dem delphischen Orakel erwartungsvoll nahen durfte, so fand er im Berge eine enge und tiefe Oeffnung, aus der beständig ein betäubender Dampf aufstieg. Wenn ihn dieser nicht so sehr umnebelte, daß er seiner Sinne mächtig blieb, so konnte er bemerken, wie man über diese Oeffnung einen Dreifuß stellte, auf den sich die Priesterin des Gottes setzte. Der aufsteigende Erddampf brachte in ihr bald einen Rausch von Entzückungen hervor, und sie fing an, in räthselhaften — doppelsinnigen, zweideutigen — Worten Gottes Rathspruch zu verkündigen. —

Kein Grieche — aus der Blüthezeit hellenischer Religiosität — zweifelte an der Wahrhaftigkeit dieses Orakels. Sein Vertrauen, das er in dessen Aussprüche setzte, war, wenn nicht größer, mindestens so

groß, als das ist, welches ein guter Christ in die Worte seiner Bibel hat: seine Freude daran war jedenfalls lebendiger. — Später wurde es freilich anders. —

Das Ansehen des delphischen Orakels war übrigens einmal so groß, daß selbst fremde Völker, der griechischen Religion nicht zugethan, aber eben doch auch abergläubisch genug, in sehr bedenklichen Fällen dahin sandten, sich bei Gott Apollo Raths zu erholen. — Menschlichem Rathe glaubte man nicht recht trauen zu dürfen; er war auch etwas leichter zu haben. Der Götter Ausspruch war am Ende doch auch nur menschlich, aber — der Glaube wußte das nicht. —

Die alten Germanen suchten die nothwendigen Rathschläge und Weissagungen bei begeisterten Jungfrauen oder — schnaubenden Rossen. Außerdem bemühten sie sich, das Geschick ihrer Zukunft aus den Runen herauszulesen. Das waren alte priesterliche Schriftzeichen, die in Baumzweige, Stäbe, Waffen und Geräthschaften eingeschnitten waren, und deren Ursprung dem höchsten Gotte Wodan zugeschrieben wurde. Wer so glücklich war, solche geheimnißvolle Zeichen zu entziffern, oder zu kennen, galt für einen hochgelehrten und weisen Mann, selig für sich und sein ganzes Volk. —

Die alten Nachbarn des einstigen Judenlandes — Sabäer, Phönizier, Chaldäer — wendeten den forschenden Blick nach des Himmels Gestirnen, um aus ihrem Lichtglanze und ihrer Stellung das göttliche Walten zu errathen. Aus den unermeßlichen Fernen also und nicht aus nächster Nähe, holten sie sich der Götter Rathsprüche herab. Für den Flug ihrer Einbildungskraft standen auch Sonne, Mond und die andern, ihnen bekannten Sterne nicht zu hoch. Der Glaube erhob sie über alle Sphären. — Die alten Araber dagegen fanden Ersatz für den mangelnden Ausspruch der allweisen Gottheit in der wunderbaren Kraft, welche sie geweihten oder geheiligten Steinen beimaßen. Sie trugen solche am Leibe, am Halse, und fühlten die Kraft, welche aus denselben in sie überströmte. Ruhe und Zufriedenheit, Selbstvertrauen und Zuversicht in Gefahren war der — natürliche — Erfolg ihres Glaubens. Steine waren auch die heiligen Zeichen der Wahrhaftigkeit nnd Treue bei Verheißungen und Eidschwüren, und wurden zu diesem Behufe mit Oel gesalbt. In keinem Opferaltar durfte ein solch heiliger Stein fehlen. Als Ueberrest dieses — einstmaligen — Glaubens erscheinen: der heilig verehrte schwarze

Stein in der südöstlichen Ecke der Muhamedanischen Kirche (Moschee) zu Mekka, dem berühmten Wallfahrtsorte, und der mit gesegnetem Oel geweihte Altarstein des christlichen Opferkultus. —

Wer könnte beweisen, daß es niemals einen Heiden gegeben hat, der durch seinen Glauben wirklich beglückt worden ist? — Ebenso schwer dürfte es sein, darzulegen, daß den Einen der Glaube des Andern glücklicher gemacht hätte. — Und welchen Werth hat denn diese Glückseligkeit des alt-heidnischen Glaubens für uns? — Gewiß einen ganz Andern, als den der Gläubige selbst darin fand. —

Eine jede der alt-heidnischen Religionen verlangte von ihren Leuten unbedingten Glauben und somit, — wenn dieser unbedingte Glaube selig machte — nichts anders, als des Lebens Seligkeit. Eine jede meinte es gut mit dem Menschen. — Der Heide war jedoch nicht nur einer größern Glückseligkeit fähig, als die sein konnte, welche ihm sein Glaube schaffte, sondern er war auch dazu bestimmt: aber Fähigkeit und Bestimmung fanden — im Glauben ihr Grab. —

„Nur der wahre Glaube konnte wahrhaft selig machen." — Noch hielt ein Jeder seinen Glauben für den einzig wahren, und daher konnte ihn auch immer nur dieser selig machen. —

Je älter eine Religion, desto glaubensvoller. — Aber

„Stützte sich des Lebens Glück auf leeren Glauben,
So fiel mit ihm, was nur durch ihn bestand." —

Alle die alten Religionen waren ohne Glauben ganz unmöglich, und „wer nicht glaubte, konnte auch in der That nicht selig werden" — durch Glauben. Daß aber die einzelnen Menschen, die Ungläu-

bigsten ihrer Zeit, — deren es auch fast immer gab — eben darum auch die Unglücklichsten waren, wird wohl Niemand behaupten wollen. —

Das Glauben ist ein menschlich=innerlicher Vorgang. Wenn der Heide glaubte und in seinem Glauben etwa glücklich war, so hatte er es sich zu verdanken; er, der Gläubige, war Ursache seines Glaubensglückes. Daher mag es Leute gegeben haben, die behaupteten, „der religiöse — wahre — Glaube sei eine von Gott eingegossene Tugend, eine Gnade.“ —

Die Seligkeit des Glaubens ist die Seligkeit der Kindheit. Je kindischer ein Mensch war, desto mehr fand er sich auf sie angewiesen. — Auch Völker haben eine geistige Kindheit und Glaubensseligkeit, so gut oder so schlimm, wie ein einzelner Mensch, durchgemacht. Einige mögen wohl noch dabei sein. —

Der erwachsene Mensch, dessen Bedürfnisse größer geworden sind, als im Glauben selig zu werden, kann wohl den Glauben seiner Kindheit belächeln, aber er darf ihn nicht verdammen: Aus dem Kindesglauben entwickelte sich Manneswissen. — So magst du über alten Glauben und seine Seligkeiten urtheilen. —

„Der Thron des Glaubens ist ein Luftballon.“ —

Verschiedener Glaube mußte wohl verschieden selig machen, welcher aber am seligsten machte, ist gewiß nicht zu ermitteln. —

Glaubensseligkeit ist, wie ein langer Treppengang. Von der untersten bis zur höchsten Stufe ist es gar weit, aber Der unten ruft ebenso wie Der oben: „Der Glaube macht selig,“ — Jeden macht sein Glaube selig, der des Andern erscheint ihm nicht nur nutzlos, sondern auch thöricht oder wohl gar lächerlich. — Aber alle Glaubensmeinungen stehen — oder gehen — nichts destoweniger auf einem und demselben Treppengange. —

„Achte meinen Glauben, dafür werde ich den Deinen von Herzen verachten.“ Das ist eine harte und ungerechte Rede, die man nicht einmal den alten Heiden zumuthen sollte. —

Jetzt prüft man die Größe der einstigen Glaubensseligkeiten beim Lichte besserer Erkenntniß. Werden die Menschen der Zukunft nicht ebenso die Größe unserer Glaubensseligkeiten bei — ihrem Lichte prüfen? —

III.

Der Gott wies auf den Priester hin, dieser auf jenen, zu Beiden verhalf dem Gläubigen das Opfergeschenk. —

Der Götterdienst des alten Heidenthums hatte viel Mannigfaltiges. Die roheste Art desselben war das Menschenopfer. Von seiner häufigen Anwendung geben nicht nur geschriebene und gemalte Urkunden, sondern auch noch manche blutige Sitte roher Völker der Gegenwart Zeugniß.

Dem Moloch, dem so unschön als möglich dargestellten Götterklotze persischer und indischer Völkerschaften durften nur die Erstgeborenen der Gläubigen zum Opfer dargebracht werden. Wenn dies geschah, mußte selbst das Mitleid und die Trauer erstickt werden, weil auch Götter „nur den fröhlichen Geber lieben." Damit nun die Eltern, deren erstes Kind, die Frucht ihrer innigsten Liebe, in die hungrig leckende Flamme des Opferfeuers geworfen werden sollte, nicht durch sein Jammern zum Mitleid oder wohl gar zur Reue bewegt würden, erschallte ringsum der betäubende Lärm von Pauken und Trommeln, während die Priester im wilden Freudentanze umhersprangen, und Loblieder sangen. — Bei einigen andern Völkern war es Gebrauch, nur erwachsene Leute aufzuopfern. Auf der Insel Creta wurden dem Stiergotte nur Jünglinge und Jungfrauen geschlachtet. —

Das Opfer mußte sich still und duldsam betragen, wenn es der Gottheit angenehm sein sollte. Wenn es sich sträubte oder wohl gar die Bande, mit denen es geknebelt war, zerreißend davon lief, deutete man es als ein höchst betrübendes Zeichen des künftigen Unglücks. Die Gottheit wurde durch ein solches Geschenk nicht besänftigt, sondern erbittert. —

Häufig war bei heidnischen Völkern auch das Opfer jungfräulicher Unschuld. Die dazu Auserlesenen mußten sich bei öffentlichen Festlichkeiten Preis geben, oder in der Dunkelheit des Tempels die Ankunft der Gottheit abwarten. Hie und da gab es ganz besondere Priesterinnen, solchem Götterdienste geweiht und in der Nähe der Tempel wohnhaft. — Die Götter liebten vorzüglich Jugend-Frische und Schönheit an den ihnen dargebrachten Geschenken. Bei den Griechen waren sie so wählerisch, zu verlangen, daß auch alle Priester, welche die religiösen Ceremonien zu verwalten hatten, gesund, jung und schön seien.

In Ausnahmsfällen gefiel aber auch das Opfer des Alters. Bei außerordentlichen Landplagen, in großer Gefahr und Verlegenheit, für welche das gewöhnliche Geschenk nicht ausreichend genug schien, bot man zur Milderung und Versöhnung der erzürnten Gottheit den reinsten und heiligsten Menschen, der ihr am ähnlichsten war, — den Hohenpriester selbst. Bei den heidnischen Preußen pflegte sich der alte Priester von Potrimpos — wie ein Urkundenforscher bezeugt — selbst zu verbrennen, nm durch den unverschuldeten Tod das begangene Unrecht seines Volkes zu sühnen. —

Das Sterben überhaupt, auch das natürliche, unfreiwillige, unerwünschte, erschien als ein religiöses Opfer, und mochte dann, wenn es eine bedeutende Persönlichkeit betraf, auf das allgemeine Wohl von großem Einflusse sein. Daher tilgte der Tod des Hohenpriesters bei den arabischen Völkern die Verpflichtung zur Blutrache, und der Schuldige durfte ohne Sorge, von dem nächsten Verwandten oder Freunde des Todtgeschlagenen wieder getödtet zu werden, aus der Zufluchtsstätte hervorkommen. Der Tod des Hohenpriesters hat alles Unrecht wieder gut gemacht. —

Weil Leichen als Opfer betrachtet wurden, warfen sie auch Indier in den heiligen Fluß, verbrannten sie Perser im geweihten Feuer. —

Um so mehr aber war eine schuldlose Selbstaufopferung, der

freiwillige Tod eines frommen Mannes — geeignet, die Völker vom Jammer zu erlösen und mit dem vergossenen Blute von Sündenschuld rein zu waschen. *)

„Der Tod des Heiligen ist werth dem Herrn."

In religiös begeisterten Menschen entstand daher auch — auf natürliche, Manchem der Zuschauer jedoch unbegreifliche Weise — die heiße Sehnsucht, sich für das Volk aufzuopfern und die verklärende Märtyrerkrone zu erringen. — Nach dem Tode wird ja ein Mensch den Seinen mehr als hochachtungswerth. — Philosophen und Propheten, die das wohl einsahen und nach unsterblichem Ruhm geizten, aber zum Selbstmord nicht geneigt waren, brachten oft auf einfachere Art fast dieselbe Wirkung hervor, indem sie — verschwanden. Man hatte sie dann vielleicht mit feurigen Rossen zu Gott fahren gesehen. —

Bei Völkern, deren Vernünftigkeit sich immer mehr und mehr entwickelte, fand bald auch die Stellvertretung des Menschenopfers Statt. Man gab der Gottheit, anstatt des werthvolleren eignen Lebens oder des von geliebten Kindern und Frauen, ein weniger werthes, das der Sklaven, Gefangenen, Fremdlinge, oder nur das einzelner Körpertheile oder endlich das der Thiere. —

Zu allererst machten sich die Priester von der traurigen Verpflichtung, für das Volk zu sterben, los, wenn sie nicht der eigene,

---

*) In der alt-asiatischen Religionsgeschichte findet man daher auch viele Fälle angegeben, in denen der geistliche Führer des Volkes „auf Befehl der Gottheit" irgend einen „heiligen Berg" besteigt, um daselbst, in der göttlichen Nähe, zu vergehen. — Moses z. B. stirbt, nachdem er das verheißene Canan gesehen, „durch einen Kuß Jehova's," d. i. durch Umzüngelung der Flamme, also wahrscheinlich den Feuertod. — Ein Gleiches wird von Josua berichtet. — In einer alten syrischen Urkunde betet ein frommer Greis, (Eleazar in IV. Maccab.) der um seines Glaubens willen sterben muß, in den letzten Augenblicken seines Lebens: „Du weißt, Gott, daß ich mich retten konnte, aber daß ich dennoch um des Gesetzes willen den Feuertod sterbe. Darum werde gnädig deinem Volke, laß Dir an meiner Strafe genügen; empfange mein Blut als Reinigungsopfer für sie und anstatt ihrer Seelen nimm die Meinige. —

lebendige Glaube zum Martyrthum trieb. Sie opferten einzelne Glieder, oft nur ein Stückchen Haut als Zeichen des ganzen Lebens (Beschneidung). — So spricht die alte Sage auch vom abgebissenen Finger, mit dem sich die rasende Gottheit versöhnungsvoll begnügte. Daher kamen auch die üblichen Selbstverstümmlungen alter Zeiten. — In Tauris begnügte sich die sonst nur Menschenopfer heischende Göttin damit, daß sich ihre Priester am Altare blutig geißelten. Blut mußte die Gottheit sehen. — Die Baalspriester in Babylon ritzten sich mit Pfriemen und Messern die Hände auf, damit Blut floß; dann schrieen sie um der Gottheit Hülfe und Erbarmen. —

So schrieb selbst ein christlicher Kirchenvater, vom alten Glauben noch einigermaßen befangen, „die Opferung des Blutes nähre (befriedige) die nnreinen Geister.“ Daher war es auch lange Zeit hindurch bei asiatischen Völkern Sitte, zum Verscheiden oder Begräbniß der Freunde und Verwandten, Einschnitte in die Haut der Trauertragenden zu machen, damit sich die bösen Geister mit diesem Blute begnügen, und den Seelen der Verstorbenen nichts Leides zufügen. —

In Rom ließ man bei großen Bedrängnissen oder bedeutenderen Leichenbestattungen die dazu bestimmten und bezahlten Männer (Gladiatoren) in Waffen ringen, damit das dabei vergossene Blut, die geschlagenen Wunden, oder der Tod eines oder mehrerer Ueberwundenen die Schuld irgend welcher Vergehen tilgen. —

Aus derselben Glaubensursache werden noch heute bei einigen asiatischen Völkerschaften zum Begräbniß ansehnlicher Männer deren Frauen, Pferde, Waffen, nebst sonstigem Zubehör feierlichst verbrannt. —

Mit zunehmender Bildung traten Thiere stellvertretend als religiöse Geschenke auf. — Einen hohen Grad der Milde und Verständigkeit ließ z. B. schon der in Egypten, Arabien und Indien üblich gewordene Gebrauch des Lammopfers erkennen. Im Frühlinge nemlich, wenn sich der Sonnengott wieder barmherzig erweisen und neues Leben spenden wollte, (wenn die Sonne in das Zeichen des Widders trat,) brachte man Widder, Lämmer, (Osterlämmer) auf den Altar, und weihte sie durch das priesterliche Messer — den eigenen freude- und hoffnungsreichen Gefühlen. —

Die Götter wurden aber immer genügsamer und in ihren Ansprüchen bescheidener. Sie begehrten am Ende nur noch den klingenden Werth des Lebens. Einen Uebergang dazu bildeten gemalte oder

geschnitzte Abbildungen der zu opfernden Gegenstände, des menschlichen Leibes, der reinen und nützlichen Hausthiere oder sonstigen Hab' und Gutes. Nur mußten diese Abbildungen entweder aus edlem Metall gefertigt, oder von werthvollen Beigaben begleitet sein. Auch von dieser Sitte giebt es noch heute zahlreiche Spuren; reichere Leute opfern dabei in Silber, Gold und Edelsteinen, die Aermeren in Wachs, Holz u. dgl. —

Die Gottheit zu ehren,
Der Strafe zu wehren,
Die Priester zu nähren,
Wandert das Opfer nach den Altären. —

Der Ursprung aller Opfer des Heidenthums ist gewiß nirgendwo anders, als im menschlichen Gemüthe zu suchen: in der Verständigkeit jedenfalls nicht. Die Gefühle der Furchtsamkeit und Abhängigkeit, das Bedürfniß der Beruhigung, oft auch die kindliche Dankbarkeit veranlaßten die Menschen, den höheren Wesen ihrer Einbildung — also eigentlich sich selbst, den eigenen Gedanken — Geschenke darzubringen. Das mag der Ursprung gewesen sein; mit der Zeit wurde aber daraus, wie bei Allem, was der Mensch häufig thut, eine Gewohnheit: Gewohnheit aber erspart das Nachdenken. Somit ward das aus dem Menschengemüthe entspringende Verlangen, den Göttern zu dienen — leere Ceremonie. —

In jener Zeit, wo die neue Lehre der Christen sowohl in Klein-Asien als — vornehmlich — im Griechen- und Römerreiche das Heidenthum zu zersetzen anfing, waren alle Opferungen bereits zur gedankenlosen Ceremonie geworden, nur noch „für den großen Haufen gut oder nothwendig." Man sprach dabei allerdings von „Ehre der Götter," „Gebet und Gnade," „Dankbarkeit," „Sühnung" u. a.: die Opfernden verstanden aber darunter immer nur das Eine: Selbstbefriedigung, Beschwichtigung der innerlich mahnenden Stimme, Abfindung wegen eigenen oder fremden Unrechts. — Nur den großen Staats-Ceremonien trat oft ein anderer Beweggrund bestimmend bei. —

Die Opferung fand Statt, wenn die Gabe genau geprüft worden

war. Damals bestand sie vorzüglich aus Thieren. Diese mußten auserwählt schön, rein, kräftig, gesund und jeder sonstigen Vorschrift strenge angemessen sein. Eine rothe Kuh z. B. durfte auch nicht Ein weißes Haar an sich haben. — Selbst dann, wenn das Thier bereits am Altare geschlachtet war, und in seinem Innern Unregelmäßigkeiten oder eine Krankheit wahrgenommen wurden, geschah seine Zurückweisung. Der Geber mußte ein Anderes liefern. —

Die Ceremonie des Opferns hatte darin ihren Hauptinhalt, daß ein Theil des gesammten Geschenkes, — in der Regel der kleinste und fetteste, also ungenießbarste, — auf einem Altar — „zum süßen Geruch der Gottheit" — verbrannt wurde. Das Uebrige fiel dem Priester zu, der die heilige Handlung verrichtet hatte. Seine Mühe war dabei nicht so groß, als roh und unsauber. Die Gebete und Redensarten, welche er im Verlauf der Opferung zu sprechen hatte, waren einfach, hatten nicht den Zweck zu belehren oder zu erbauen, und wurden nicht einmal verstanden. —

Bei größeren Opfergaben veranstaltete man eine Art religiöser Mahlzeit, an welcher außer dem Priester auch der Geber mit den Seinen Antheil nehmen mußte, damit die Sühnung vollständig sei. —

Damals waren die Priester nicht auch Prediger, Lehrer; größtentheils war der Heiligenschein der Vergangenheit verloren gegangen: das kümmerte sie jedoch weniger, als vielmehr, daß der Glaube an die Nothwendigkeit der Opfer nicht schwinde, und von ihren großen Rechten und Befugnissen nichts verloren gehe. —

Die Opfer waren übrigens ihre eigentlichste Einnahme. Sie verkauften das ihnen gebliebene Fleisch und hielten zu diesem Behufe gleich im Tempel ihren Markt. Die Ueberreste altheidnischer Götter-Häuser, die man noch findet — besonders in den aufgegrabenen Städten Pompeji und Herkulanum — zeigen, daß man zu diesem Zwecke eigene Räumlichkeiten in den Tempeln selbst eingerichtet hatte. — Man fand darin nichts Anstößiges. Jeder räumte ein, daß die Priester auch leben müssen, und nun einmal auf solche Einnahmen angewiesen seien. Unter diesem Schilde konnten sich dann auch Geiz und Habsucht unbeachtet verbergen; sie fanden da ihre volle Entschuldigung. —

Das Volk kaufte die Opferreste sehr gerne; einmal waren sie

gut — nicht umsonst sollte das Opfer tadellos sein — und dann waren sie „geweiht." —

Außerdem bezog das Priesterthum seine Einkünfte auch noch aus dem Vermögen der Tempel, das durch Schenkungen, Vermächtnisse u. dgl. angehäuft worden war. Die alten Urkunden weisen nach, zu welchem Reichthum dieses heilige Amt führte. In manchem der altheidnischen Reiche z. B. Egypten sollen an vier Fünftel des Grundbesitzes den Priestern gehört haben. — Daß dann das Volk bei dem letzten Fünftel nicht reich zu nennen war, ist unzweifelhaft, noch mehr aber, daß es dennoch viel zufriedener — wenigstens genügsamer — lebte.

Als dann die kleinen Christengemeinden in die Schranken des religiösen Kampfplatzes eintraten, konnte sie das heidnische Priesterthum durch seinen Glanz und Reichthum allerdings überstrahlen, und das Volk blendend fesseln: aber nur auf kurze Zeit.

Die armen Christen machten am Ende ihre reichen Gegner doch noch arm, um die eignen Führer zu bereichern. —

In der milderen Religion der Griechen spielten Thieropfer nicht immer die größte Rolle. Dafür erhielten die Gottheiten — und ihre Diener — andere nicht minder bedeutende Geschenke, an denen sie sich ebenso sehr, wenn auch anständiger bereichern konnten. —

Stets wurden Götter den Menschen theuer und werth durch — Priester:

„Der Gott wies auf den Priester hin, dieser auf jenen, und zu Beiden verhalf dem Gläubigen nur das Opfergeschenk." —

Derselbe Fall trat bei einigen andern Völkern ein, die, dem Einflusse des Zeitgeistes unterliegend, die blutigen durch unblutige Opfer, als Brod, Wein, Milch, Honig, zu ersetzen suchten, dabei aber die alte Bedeutung beibehielten und an ihre Nothwendigkeit glaubten, so daß dieselben nur, wohlfeiler geworden, desto häufiger dargebracht und gemißbraucht wurden. Die Menge sollte den Priestern allen Verlust ersetzen. — Indessen rächte sich der Mißbrauch vorzüglich damit, daß die Menschen desto leichtsinniger wurden, je mehr Mittel sie hatten, ihre Schuld

zu sühnen, und es dann noch soweit kam, daß Viele diese Sühnung ganz umsonst begehrten. Da mußten die Götter nun wieder auf andere Art befriedigt werden. Am Ende sollte ihnen der Staat zu Hülfe kommen.

„So st war die Religion — — die Stütze des Staates, dann aber ward der Staat Stütze der Religion. —

Das half aber endlich denn doch auch nichts mehr; die Götter mußten Hungers sterben, und ihre Diener — einen andern Dienst suchen. Der neue Gottesglaube verlangte neue Gottesverehrung und daher auch neue Mittler. Priester fanden also, was sie brauchten, bald wieder. —

Wenn nun gleich die Priesterschaften des alten Heidenthums den Forderungen der Zeit gar oft die besten ihrer Grundsätze aufopferten: so scheinen sie doch in Einem immer standhaft geblieben zu sein und dieses Eine wird wohl Friederich der Große ziemlich richtig bezeichnet haben, wenn er sagt:

„Was die Priester betrifft, so scheint es, daß sie sich Alle gleichen, von welcher Religion und Nation sie sein mögen.“ — „Die Gesetze von Sparta untersagten den Gebrauch des Geldes; die Priester machen es ebenso, nur mit dem Unterschiede, daß sie dasselbe für sich behalten, nachdem sie es dem Volke abgenommen haben. Selig — rufen sie — sind die Armen! und da sie wünschen, daß alle Welt selig werde, so sorgen sie zunächst dafür, daß sie arm werde.“ —

Zur Herrschsucht gelangten sie übrigens am leichtesten dadurch, daß die Völker selbst alle Gewalt in ihre Hände legten. Diese artete mit der Zeit aus, und überragte am Ende die aller Despoten, indem sie selbst Gedanken — „die Zollfreien“ — zu bezwingen und zollbar zu machen wußte,

„Sage, thun wir nicht recht, wir müssen den Pöbel betrügen.
Sieh' nur, wie ungeschickt, sieh' nur, wie wild er sich zeigt!“
„„Ungeschickt uud wild sind alle rohen Betrog'nen;
Seid nur redlich, und so führt ihr zum Menschlichen an.““ —

Göthe.

Nach der Höhe priesterlicher Macht konnte man mit Sicherheit auf die Niedrigkeit eines Volkes schließen und umgekehrt. Keine der alt-heidnischen Religionen stellte den Priester mitten in das Volk hinein, sondern hob ihn heraus, um ihn über dasselbe zu setzen; keine verkündete: „Der ist der Größte unter euch, welcher euer Diener ist;" Jede gebot im Gegentheil zu dienen, nur um zu herrschen. Das Priesterthum salbte sogar oder krönte die weltliche Obrigkeit, um sich über sie zu stellen. —

Zur höchsten Vollkommenheit der Macht und Anmaßung, die nicht sobald ihres Gleichen fand, hat sich das Priesterthum der Hindu und Egypter ausgebildet.

In Indien fühlte sich der — aus dem göttlichen Haupte stammende — Brahmine durch seine Würde so hocherhaben, daß der Geringste seines Standes sich eher würde haben tödten lassen, als daß er seine Tochter einem Könige zur Frau gegeben hätte, wenn dieser nicht auch zugleich priesterlichen Geblütes war. —

Wenn der Brahmine irgend ein Verbrechen begangen hatte, und dasselbe noch so groß war, durfte er weder am Leben noch Vermögen gestraft werden. —

Die irdische und himmlische Glückseligkeit der Hindu's im ganzen Lande lag in seiner Hand. Alle Stände waren dem Seinen untergeordnet. — Je williger das Volk seinen Nacken unter dieses schwere Joch beugte, desto mehr gewöhnte es sich daran, um dessen Druck immer weniger zu fühlen. Zum gemeinen Manne sagte der Priester: „So spricht Gott: Dein Verstand ist dumm und begreift das Wort des Heils nicht; lese nicht die heil. Schriften, sondern glaube." Der Hindu aber antwortete: „Ich glaube, daß mein Geist zu blöde ist, darum offenbare du, Hochwürdigster! was ich thun müsse, um selig zu werden."

Das Volk war in den Jahren der Kindheit, und seine geistlichen Erzieher pflegten nur ihres Amtes, wenn sie es mit der Milch des Glaubens nährten, und ihm schöne Mährchen erzählten. Es konnte dann auch unmöglich anders kommen, als daß die Hindu's in ihren

Brahminen Fürsprecher bei den Göttern, Unterhändler des Trostes und der Zufriedenheit, Vermittler des Heils, oder — mit einem Worte — die einzigen und unentbehrlichsten Seligkeits-Makler sahen. —

Es ist begreiflich, daß das Priesterthum nicht unterließ, sich seine glänzende Stellung so gut, als möglich zu bewahren. „Es machte um sich herum ein Gehege — wie Moses am Berge Sinai — und verbot dem Volke darüber zu steigen.“ Neugierige Späher waren die gefährlichsten Raubmörder der — göttlichen Wahrheit.

„Kein Sterblicher,“ sprach des Priesters Mund, „rücke diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.“

Daher waltete auch bei Aufnahme neuer Mitglieder die sorgsamste Vorsicht. Mit geistlichen Martern ward der junge Mann mürbe gemacht, und wenn er zwölf Jahre lang in der Schule der Vorbereitung ausgeharrt hatte, wurde ihm in die eine Hand die Anweisung auf ein behagliches Leben, in die Andere das Siegel der heiligen Volks-Religion gedrückt, deren Geheimniß treu zu bewahren er sich mit einem hohen Eide verbinden mußte.

In Egypten dehnte sich die Wirksamkeit des Priesterthums weit über alle religiösen Grenzen hin aus. Dort gab es sechs Klassen Priester, unter welche folgende Fächer allgemeiner Verwaltung ausgetheilt waren: Staatliche Gesetzgebung, Stern- und Arzneikunde, magische und andere Wissenschaften, Gottesdienst, Tempelangelegenheiten und heilige Gesänge. — Ihre Macht war so groß, daß ihren Befehlen unbedingter Gehorsam geleistet wurde. Sie schrieben sogar vor, welche Speisen und wieviel der — arme — Egypter genießen dürfe. Sie beherrschten selbst Handwerke und Künste. — Minister, Richter, Räthe und andere bedeutende Staatsbeamte wurden nur aus dem Priesterstande entnommen. — Wenn Jemand vom Kriegerstande zur Königswürde gelangte, mußte er zuvor durch Priesterweihe dem geistlichen Stande einverleibt werden, ehe er den Thron bestieg. — Zu Priesterinnen konnten nur Königs- und Priestertöchter erwählt werden. —

Außer dem Könige sollten keinem Laien die Geheimnisse ihrer Weisheit mitgetheilt werden. Dieselbe ward nur in Priesterschriften — Hieroglyphen — niedergelegt, die kein Ungeweihter lesen konnte. — *)

Mehr oder weniger groß war die priesterliche Macht auch bei andern heidnischen Völkern. In Persien z. B. waren Magier (Zauberpriester) die Herren aller bestehenden Verhältnisse. Sie entschieden als Richter in allen Streitigkeiten, waren die nächsten Rathgeber des Königs und leiteten die Erziehung seines Nachfolgers.

Bei den Griechen dagegen waren sie auf Besorgung der Opfer, Verwaltung der Tempelgüter, Weissagung und Auslegung religiöser Schriften beschränkt. Wissenschaften und eigentliche Volksbildung gehörten nicht in ihr Bereich. Auch war von einer Absonderung derselben, als einer besonderen Kaste, nicht die Rede, obwohl es ihnen nicht an großen Privilegien fehlte. — Als Haupterforderniß verlangte man von ihnen, was den Göttern gefiel, Jugendfrische, körperliche Gesundheit und fehlerlose Gestalt. Die Farbe ihres Gewandes war die der Gottheit, welcher sie angehörten, und wie diese, waren sie bekränzt oder gekrönt. Sie durften sich auch durch nichts verunreinigen, nicht einmal durch Schweiß oder Träume, wenn sie nicht zum Göttergedienste unfähig werden wollten. Der Priester der eleusinischen Geheimnisse durfte nicht Granatäpfel, der Gott Jupiters nicht Mehl, rohes Fleisch oder Sauerteig u. dgl. Sinnbilder gewisser Vorgänge im Reiche der Natürlichkeit, am allerwenigsten Blut berühren.

„Blut'ge Mahle netzen Gottes Lippen nicht, reine Opfer will er haben.“ —

Es wäre unmöglich, die Geschichte irgend einer heidnischen Religion zu schreiben, ohne die Priester anzuklagen. —

---

*) Noch heute zerbrechen sich Gelehrte ihre Köpfe, um die Bedeutung dieser geheimnißvollen Zeichen zu errathen. —

In der Regel hatten die heidnischen Völker — mit wenigen Ausnahmen — nur je Einen Verstand, der steckte in der Priesterschaft. — Sie waren stets lehrbedürftig, die Lehrer dagegen fanden Belehrung nicht immer rathsam. —

Es wäre aber auch wieder Unrecht, zu sagen, alle heidnischen Priester hätten ihre Völker getäuscht und ausgebeutet. Sie selbst glaubten ja oft genug an die Lehren ihrer Religion, wenn auch nicht an Alle. Die zunehmende Aufklärung war es, die sie zur Heuchelei trieb. —

Der Erste unter den heidnischen Priestern — der Zeit nach — war gewiß ein ehrlicher Mann, der Letzte vermuthlich ein Betrüger. —

Und ebenso wurde das erste Opfer sicherlich aus kindlich gutem Herzen gebracht, das Letzte aus Gewohnheit und Bequemlichkeit. —

Priester nannte Jemand „ein großes Uebel," aber ohne sie wären die Völker in religiöser Beziehung nicht einig geblieben. Sie bewahrten den gemeinen Mann, daß er nicht in größeren Aberglauben versank, als der war, welchen sie lehrten. —

Sie waren jedenfalls die nothwendigen Vermittler der religiösen Bedürfnisse. Daß sie dabei zugleich das Heil ihrer persönlichen Bedürfnisse vermittelten, war nicht zu wundern. —

Man findet im alten Heidenthum bei dem gemeinen Volke in Bezug auf Heiligkeit und Ehrwürdigkeit der Priester oft den sonderbarsten Geschmack. Ihm mußten sie sich fügen. Daher fiel z. B. mancher große

Prophet oder Zauberer früher gehörig in Krämpfe oder Verzückungen ehe er Unsinn sprach. — Je unglaublicher dann seine Rede war, desto glaubwürdiger. —

Es mag auch die geistliche Erziehergewalt ihre Zeit der Nothwendigkeit gehabt haben, aber die Völker sollten doch wohl nicht immer Milch trinkende Kinder bleiben müssen. —

„Diesem Ambos vergleich' ich das Land, dem Hammer die Herrscher
Und dem Volke das Blech, das in der Mitte sich krümmt.
Wehe dem armen Blech, wenn nur willkührliche Schläge
Ungewiß treffen, und nie fertig der Kessel erscheint."

Göthe.

IV.

„Vernünftigkeit? — — Sage lieber Wühlerei der Zweifler und Mißvergnügten, weiter nichts.“ — —

Im alten Persien herrschte ursprünglich die einfache Naturreligion der Nomaden. Diese lebten glücklich und zufrieden in ihrem Glauben, so viel es die äußern Umstände nur immer zuließen. Da trat — etwa 500 Jahre vor Ch. G. — ein Mann, Namens Zoroaster (Goldstern) auf, und begann allerhand religiöse Neuerungen. Ihn leitete dabei, wie jeden Andern, der Gott seines — Kopfes. Bald brachte er die Wandervölker zum Abfall von dem altehrwürdigen Glauben ihrer Väter.— Sie wußten es ihm übrigens zu danken, indem sie dessen Namen und Andenken verherrlichten. Nach seinem Tode, (eigentlich nach seinem Verschwinden — „er zog sich auf einen Berg zurück, um zu beten“) — wurde ihm die Abfassung der heiligen Schrift, genannt „Buch des Lebens“ (Zendavesta), in der Art zugeschrieben, daß sie ihm Gottes Geist eingegeben habe. Als Prophet war er in die Hölle hinab und in den Himmel hinaufgefahren — erzählt die heilige Sage, um die Aufgabe seiner göttlichen Sendung vollständig zu erfüllen. Bei seiner Geburt sind viele Wunder geschehen. — Die Grundbegriffe seiner neuen Offenbarung waren „Licht und Finsterniß.“ —

In China hat sich der Glaube der Väter von Geschlecht zu Geschlecht unverändert fortgeerbt, besonders nachdem der weise Confucius

— etwa 600 Jahre vor Ch. G. — die Lehren desselben gesammelt, geordnet und niedergeschrieben hatte, und diese zur Würde einer Reichs-Religion erhoben worden waren. Nichts destoweniger trat fast gleichzeitig mit dem eben genannten Religionslehrer ein Mann auf, Namens Lao-dsö, der in einem besondern Werke, betitelt: „Buch der Vernunft und Tugend" eine gründliche Umbildung des alten Glaubens verlangte, und Gemeinden (Schulen) gründete, die sich „Anhänger der Vernunft" nannten. Aus ihren Lehren verdient angeführt zu werden: daß „Himmel und Erde aus dem Chaos, (aus der gesetzlosen Unordnung des Weltenalls) durch ein einziges unermeßliches und schweigendes Urwesen, die Vernunft, entstanden sei; daß der Mensch ein Abbild der Erde, diese ein Abbild des Himmels, dieser ein Abbild der Vernunft, sie ein Abbild ihrer selbst und Mutter aller Menschen und Dinge sei; daß die größte Frömmigkeit darin bestehe, von Leidenschaften frei, und der göttlichen Vernunft ähnlich zu sein u. a. m." —

Diese Gemeinden, die sich von der Reichs-Religion frei gemacht haben, gewannen vielfache Geltung, so daß sich die Gebildeteren, — eine Zeit lang auch der Kaiser und sein Hof — ihrer Richtung anschlossen. Ihr geistliches Oberhaupt bekleidet noch heutigen Tages die Würde eines Großmandarinen, und gibt ein sicheres Zeugniß der allgemeinen Anerkennung. Das Volk dagegen hängt ihnen weniger an, aber auch nicht der alten Reichsreligion, sondern ist mit Kaiser und Hof zu dem — aus Indien durch kriegerische Veranlassung eingewanderten, lange schwer verfolgten — Glauben an Gott Buddah und seine heiligen Offenbarungen übergetreten. Ueberbringer derselben war der reformirende Prediger Fo. Dabei blieb jedoch die alte, ehrwürdige Mutter Reichsreligion in ihrer ganzen Verklärung nach wie vor unveränderte Grundlage der Reichsverfassung und Stütze der staatlichen Familieneinheit. Sie ist es auch noch heutigen Tages. —

In Indien wurde die älteste Religion, die der Veda's, in die heiligen Schriften des „Wissens" (Veda) und in jene Gesetze niedergelegt, welche — der Sage nach — von Gott Brahma selbst einem gewissen Manu (Menu) und von diesem den Priestern mit-

getheilt worden sind. Die Grundlehren dieser Religion, welche in der Gegenwart noch eben so ihren ganzen Herrscherglanz entfaltet, wie sonst, enthalten jenen, in der Geschichte der Glaubenswanderung berühmt gewordenen, Artikel von der Menschwerdung Gottes (Brahm, Rahma, Krischna). Die Priester dieser Richtungen sind die oft erwähnten Brahminen. *)

Neben diesem Brahmaglauben bestanden aber mehrere Dissidentengemeinden, d. i. Vereine Andersgläubiger, bei denen vorzüglich eine Richtung — durch Vermittelung mancher Umstände und durch den vernunftgemäßeren Inhalt ihrer Lehren — zur Mitherrschaft über halb Asien berufen war, nemlich die Sekte der Buddahverehrer, welche sich von dem Glauben an Brahma ganz lossagte, und dadurch eine große, dauernde Spaltung in das Reich der Götter und Priester Indiens brachte. Ihr Anfang war sehr klein. Die ersten Anhänger derselben zogen bettelnd umher, oder lebten in stiller Einsamkeit ihren heiligenden Betrachtungen nach. Als ihre Zahl wuchs, bauten sie sich Klöster in Wäldern und Gärten, bis ihre Lehren so viel Theilnahme fanden, daß Armuth und Einsamkeit zu Unmöglichkeiten wurden. Die Grundsätze ihrer religiösen Vollkommenheit sind übrigens die sehr vernünftigen Sechs: Wohlthätigkeit, Wissenschaft, Sittlichkeit, Thatkraft, Liebe und Geduld. Ihre Priester sollten der gerade Gegensatz der Brahminen sein. Sie nahmen auch den Aermsten in ihre Gemeinschaft auf, und traten gegen alles Kastenwesen protestirend auf, indem sie sagten:

„Gottes Gesetz ist ein Gesetz der Gnade für Alle. — Was ist aber das, ein Gesetz der Gnade für Alle? Das ist das Gesetz, durch welches der elendeste Bettler zum Stande der Gerechten aufgenommen wird.“ —

---

*) Beiläufig gesagt, bezieht sich die heilige Sage des Judenthums sehr nachdrücklich auf die Auswanderung seines Stammvaters Abrahm. So z. B. 1. Mos. 12. „Der Herr sprach zu Abrahm: Gehe aus Deinem Vaterlande — — in ein Land, das ich dir zeigen werde u. s. w. — Ob es da nicht irgend eine — Verwandschaft zwischen Brahm und Abrahm geben mag? Die Gattin Brahma's, zugleich seine Schwester, hieß Saraswati, die Abrahms Sara. —

Am stärksten und allgemeinsten regte sich die Kraft menschliche Vernunft im Griechenlande, dem berühmt gewordenen Mittelpunkte aller einstigen Kunst und Wissenschaft, jedes guten Geschmackes, aller Schönheit und Sittlichkeit. Hier traten zuerst die Männer auf, deren geistiges Auge die mannigfachen Gewebe der Priesterreligion zu durchschauen, den Volksglauben zu würdigen verstand. Sie hatten Kraft und Muth, gegen den Strom zu schwimmen und das Ufer eines besseren Daseins zu erreichen. Mit Schrift und Mund enthüllten sie die Täuschungen religiöser Schwärmer, Geheimnißthuer, Weissager und Wunderwirker. Aufklärung des Volkes war der Gegenstand ihrer Sehnsucht, die sie allerdings nicht ganz, sondern nur theilweise befriedigen konnten. Die Geschichte weiß aber die Bedeutung dieser „kleinen" Erfolge zu würdigen. —

An der allmähligen Zersetzung des gemeinen Götterglaubens arbeiteten vorzüglich Schriftsteller, die unsterblichen Religions-Wühler aller Zeiten — indem sie entweder die gesammelten Kenntnisse in lesbare Formen einkleideten, und Andern mittheilten, oder die Thorheiten der entgegengesetzten Meinungen mit Witz und Spott beleuchteten, und dadurch in einen Gegenstand reiflicher Ueberlegung umwandelten.

Auf der einen Seite standen Dichter mit Gesängen, Fabeln und Theaterstücken, also mit Werken, die sich am schnellsten Eingang verschaffen, auf der andern Philosophen (Denker, Weisheitsfreunde), die um sich herum zahlreiche Kreise gebildeterer Männer versammelten, und durch die Kraft des lebendigen Wortes für Aufklärung begeisterten. —

Unter die Letztern gehört Sokrates, dessen Name wohl verdient, genannt zu werden, wenn von Aufklärung die Rede ist, und gewiß auch nicht vergessen werden wird, so lange Menschen ihr Gedächtniß haben. Er war die damals mögliche Vernünftigkeit selbst. Die Vorzüglichste seiner Lehrmeinungen war — nach unserer Sprechweise: —

„Alle Weisheit, die du brauchst, um gut zu leben, und schön zu sterben, hast du in dir. Suche nur und du findest sie. Laufe daher, um Weisheit zu suchen und Gott zu gefallen, nicht zu Priestern in die Tempel, zu Gelehrten in die Schulen." —

Die Priesterschaft seiner Zeit mag gefürchtet haben, ihre gläubigen Heerden könnten seine Predigten vernehmen, billigen, wohl gar ausführen. Er wurde daher wegen Verletzung staatlicher Religionsgesetze

angeklagt und verurtheilt. Ruhig und zufrieden nahm er den Todesbecher aus Henkershand. Seine Lehre ging wie eine sich immer mehrende Erbschaft auf die Freunde, deren Schüler und die nachfolgenden Geschlechter über. —

In Rom war Seneca Einer der ehrwürdigsten Vernunftlehrer. Auch er starb, ein Opfer seiner bessern Ueberzeugung, gemordet durch den Arm eines verblendeten Gewaltrichters — Nero. — Doch

„Die Tugend geht nicht unter, wenn der Edle stirbt,
Sie überlebt den Leib. Nur mit dem Bösewicht
Sinkt Alles, leer und nichtig, in den Tod hinab."

Euripides.

Die Schriften der aufgeklärten Männer wanderten aus einer Hand in die Andere. Wer nur immer Vermögen besaß, kaufte, oder ließ sie abschreiben. Dadurch strebte er nicht nur den eigenen Wissensdrang zu befriedigen, sondern auch die Dauer und Verbreitung der neuen Lehre zu sichern. — So wuchs allmählig die Zahl derer, welche ihren besondern Religionsglauben hatten, der Vernünftigkeit nachhingen, Tempel und Priester vernachlässigten, Opfergaben unterließen. —

Nach und nach bildeten sich auch Gesellschaften (Vereine, Gemeinden), die sich, so viel die Staatsgesetze erlaubten — von den Satzungen der allgemeinen Religion ganz lossagten, und von den Verbindlichkeiten gegen die Priesterschaft frei machten. Sie führten besondere Namen und beobachteten selbstgewählte Statuten. So enthielten sich z. B. die freien Gemeinschaften der Pythagoräer, — benannt nach ihrem Stifter — des Fleischessens, um Veranlassung zu haben, den feierlichen Opfermahlzeiten der Staatsreligion fern zu bleiben. Andere, wie die freien Vereine der religiösen Geheimnisse (Mysterien), umgingen bei ihren gottesdienstlichen Versammlungen die gesetzliche Opferschlächterei dadurch, daß sie entweder aus Mehl geformte Thiergestalten als Brod opferten und verzehrten, oder wohlriechende Gewürze und Harze verbrannten. Ihre sonstigen Ceremonien suchten sie in vernünftig-schöner Form darzustellen.

Wer für gebildet und gesittet angesehen werden wollte, opferte nicht mehr mit Priestern, sondern schloß sich diesen frei-religiösen Gemeinschaften an. Daher sagte der weise Plato: „der Zweck der Mysterien (jener Gemeinschaften) ist, die Seele zu vervollkommnen

und sie ihrer Bestimmung näher zu bringen." Und ein anderer Gelehrte Griechenlands: „die Eingeweihten haben fröhlichere Hoffnungen vom Ende des Lebens und der ganzen Ewigkeit." — Der Römer Cicero meinte gar: „Ich habe aus den Mysterien nicht nur die Kunst gelernt, glücklich zu leben, sondern auch mit freudiger Hoffnung zu sterben." — Was aber dieselbe dem Volke am meisten bemerklich machen mußte, war die Einfachheit und Wohlfeilheit ihres Glaubens. Menschenfreundlichkeit, Ungezwungenheit der Ansichten, Mißbilligung aller Sklaverei und Rohheit, endlich Entbehrlichkeit der Tempel, Opfer und Priester waren die augenfälligsten Grundsätze derselben. Ihre Zahl nahm immer zu. — Freilich verfielen sie mit der Zeit auch wieder, als es sich bei den Aufzunehmenden weniger um Vernünftigkeit und Bildung, als vielmehr um die zu bezahlenden Gebühren handelte. —

Allgemein konnte aber der Abfall vom alten Glauben aus wichtigen Ursachen nicht geschehen. Einmal gab es neben den Tausenden der Denker und Gebildeten noch Millionen, die durch den Mangel an Unterricht um all ihre geistige Fähigkeit kamen, und von den Reden der Vernünftigen nichts verstanden: dann andere Millionen solcher, die zu abhängig waren, um der allgemeinen Religion öffentlich entgegen treten zu dürfen. Endlich duldeten zwar die Staatsgewalten den theilweisen Abfall Einzelner und Weniger, und auch nur so lange, als er gefahrlos erschien; sie begünstigten denselben aber nicht im Mindesten, und erlaubten auch nicht, daß die neuen Lehren in den Schulen vorgetragen wurden. —

Nichtsdestoweniger hatten jene Vorbereitungen einer kommenden Reformation ihren guten Fortgang, und machten den Boden für eine neue Glaubenssaat so empfänglich, daß dann nur einige wenige und — arme Handwerker aus Palläſtina — Paulus u. A. — ausreichten, um hochwichtige Neuerungen im Fache der Religion mit großem Erfolge vorzunehmen. —

In Alexandrien, der Hauptstadt Egyptens, trat die Erzieherin Vernunft nicht nur in den Bestrebungen einzelner Dichter und Philosophen, sondern mehr noch im Großen wirksam auf, nemlich in der Form von Schulen (Akademien) und Büchersammlungen (Bibliotheken). Alterthümliches zerstörend, Neues bauend hat sie da durch den Reiz der Aufklärung auch der Herrscher Gunst gewonnen. Pto-

lomäus, der Erste dieses Namens und Ruhmes, entfernte nach und nach alle egyptischen Priester von Hof- und Staatsämtern, und umgab sich mit gebildeten Laien Griechenlands. Wissenschaften und Künste traten, soviel es damals immer nur möglich war, an die Stelle eines blinden Glaubens, und zwei große Gebäude bewahrten die Früchte geistiger Arbeit dem allgemeinen Gebrauche. Im Tempel des Serapis wurde die eine große Bibliothek errichtet (Serapäum genannt), im Tempel der Musen die Andere (Musäum). Hier saßen dann, „Alles prüfend" — forschbegierige Männer, und wählten entweder das Brauchbarste der gesammelten Schätze aus, oder fügten zu dem Vorhandenen besondere Bemerkungen (Glossen) erläuternd bei. Von dieser ihrer Arbeit hießen die einen Wähler, die Andern Erklärer. *) Im Grunde genommen waren diese vernünftig sein wollenden „Wähler" und „Erklärer" nichts Anderes, als „Wühler in Religion und Wissenschaft." —

Ihr größter Erfolg bestand darin, daß Leute, welche die gelehrten Schriften lasen, zum Nachdenken, Ueberlegen, Vergleichen aufgestachelt wurden. Dabei wurde dann der väterliche Glaube in die Eine, der Neue der Söhne in die andere Wagschale gelegt und gegen einander abgewogen. Unwissenheit und blinde Hingebung, die treuen Gehülfen des alten Heidenthums, und Ketten des gesammten Volkes, begannen wenigstens in einem Theile desselben zu zerbrechen. Vergebens bemühte sich die Geistlichkeit, die der alten Religion geschlagenen Wunden zu heilen oder zu bedecken. Sie flickten und

„Flickten so viel, als sie konnten, mit alten Lappen zusammen,
Doch aus den Lappen nicht ward irgend ein haltbares Kleid." —

Sie selbst endlich wurden Gegenstand allgemeinerer Angriffe. Ihr Amt und Einkommen wurde scharfer Prüfung unterzogen, und bald darnach

„Stürzte das Alte, änderte sich die Zeit,
Blühte neues Leben aus den Ruinen." —

---

*) Auch die christl. Bibelschriften, die ihnen später ebenfalls unter die Hände geriethen, mögen sich deren Fleißes gar sehr rühmen können. Manche Anmerkung, auf den Rand geschrieben (Randglosse), schlich sich mit der Zeit in den Urtext mitten hinein, und mancher Auszug erhielt vielleicht das Bürgerrecht hesd eiligen Geistes. —

Die Menschheit kann nur schwer dem innern Drange nach besserer Erkenntniß widerstehen, noch schwerer in einem und demselben Glauben beständig festgehalten werden. —

Der Glaube der Väter war am Ende doch immer nur — der Glaube der Väter. —

Protestantismus war auch im Heidenthum und immer da. Er wird immer sein. — Wenn irgendwo drei Menschen zusammen kommen und über Religion sprechen, steht der Vernünftigste aus ihnen stets im Widerspruch mit den Gläubigen. —

„Die Heiden des Alterthums glaubten an eine Seelenwanderung vor und nach dem Leben, aber die Seele manch eines Menschen wandert auch schon während des Körperlebens durch — Bücher. — Führer ist die wühlende Vernunft. Mit ihr wandert man in das Wesen eines Sokrates, Seneca, Lessing, Göthe oder anderer Menschen der Vergangenheit und Gegenwart.“ —

„Manchmal verirrt sich Einer und geräth anstatt in das Wesen eines Menschen, in das eines Kameels, Affen, Esels oder anderer niederen Geschöpfe.“ —

„Schüler macht sich der Schwärmer genug und rührt die Menge,
Wenn der vernünftige Mann einzelne Liebende zählt.
Wunderthätige Bilder sind meist nur schlechte Gemälde;
Werke des Geist's und der Kunst sind für den Pöbel nicht da.“

Göthe.

Ob wohl die religiösen Reformationen der verschiedenen Zeiten in irgend einem innern Zusammenhange stehen? —

Die Vernunft hat schon im Heidenthum ihre Kinder unter allen Völkern einzeln ausgestreut. Ihre Gemeinsamkeit konnte nicht aufgehoben, ihre Wirksamkeit nicht unterdrückt werden. —

Auch die chinesische Mauer war nicht im Stande, alten Glauben gegen neuen zu schützen, und selbst der Mandarinen Allgewalt zerstiebte im stillen Wehen des menschlichen Geistes. —

„Gott steh' Dir bei,
Du Clerisei!
Wo Laien lernen lesen."

Denkende Menschen der Gegenwart blicken ruhigen Gemüthes auf den religiösen Wechsel vergangener Zeiten hin.

„Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an,
Wenn man den sichern Schatz im Herzen trägt;
Und froher kehr' ich, wenn ich es gemustert,
Zu meinem schönen Eigenthum zurück."

Schiller.

V.

„Räthsel findest du nur im Käfig der Gottesgelehrtheit,
Geh' in die offene Welt: dann sind dir Alle gelöst." —

In einer der Schriften alt-heidnischer Gelehrsamkeit kann man lesen: „Die Zeit ist eine Art von Zahl; der Anfang dieser Zahl ist göttlich, denn er ist die Einheit. Die darauf folgende Zwei ist dem Anfang entgegen gesetzt, und die Erste unter den geraden Zahlen. Die gerade Zahl aber ist mangelhaft, unvollkommen, so wie die Ungerade bestimmt und vollkommen."

Der alte Glaube nahm auch wirklich Ziffern und Berechnung in die Religionslehre auf, und trat mit dem Grundsatze hervor, daß die nngerade Eins gut, die gerade Zwei böse sei. Daraus entstanden nun allerhand Folgerungen. So wie Eins göttlich, ist es auch ewig, überirdisch, männlich u. s. w.; Zwei dagegen und Alles, was davon abstammt, ist nicht nur ungöttlich, also weltlich, sondern auch unheilig, unterirdisch, vergänglich, weiblich u. s. w. Jene ist daher auch ein Zeichen des Lebens, des Tages, der Wärme und des Lichtes; diese des Todes, der Nacht, der feuchten Kälte und Finsterniß. Der erste Tag in der Woche ist auch diesem Glauben gemäß der Sonne geweiht — Sonntag, — der zweite dagegen dem feuchtkalten Nachtgestirn — Montag. —

Wo die Zahl unvermeidlich war, und zugleich die Heiligkeit des Gedankens bewahrt werden sollte, da mußte die Zwei Eins werden. Man glaubte z. B. — weil man es nirgendwo anders sah — die schaffende Kraft müsse doppelgeschlechtig sein. Um nun die böse Zwei dabei zu vereinen, mußte die Gottheit Mannweib oder eine geschwisterliche Verbindung sein. So waren in Indien Brahma und Saraswati, Bruder und Schwester, Mann und Frau, Ein Gott; eben so Osiris und Isis in Egypten, Zeus und Here in Griechenland u. a. — Die Ehe selbst ward dadurch heilig, daß Zwei Eins wurden — „Zwei in Einem Fleische" — und aus dieser Einheit die heilige Drei der Familie hervorging. Man findet noch vielerlei Abbildungen heidnischer Gottheiten in dieser Vereinigung, rechts den Vater, links die Mutter, in der Mitte die Frucht Beider darstellend. — *)

Weil die Zahl gegenüber der Einheit ungöttlich ist, so ist auch das Zählen sündhaft und schädlich. Zerstören und Zählen war bei vielen Völkern Asiens ein und dasselbe Wort. Daher war es auch verboten, die männlichen Häupter eines Volkes abzuzählen, weil sonst Gefahren aller Art, Krankheit, Pest, Niederlage drohten. Man zählte daher lieber die Dinge, welche Männern angehörten, z. B. Geldstücke einer Kopfsteuer, um die Anzahl zu erfahren. „Ueber alle Gezählten hat der Satan Gewalt." —

Bei Dingen aber, die man zählen mußte, wählte man gerne die ungerade Summe. Man gab daher z. B. dem zu 40 oder 100 Stockstreichen Verurtheilten lieber um Einen mehr oder etwa weniger, damit — es ihm nur nicht schade. Noch heutigen Tages besteht die Sitte von 1001 Erzählungen (Mährchen), 1001 Nacht, 101 Kanonenschüssen bei Festlichkeiten, und überhaupt ungerade Zahlen in orientalischen Schuldverschreibungen und Schenkungen. Noch heute hört man sagen, Blüthen oder Knospen der Pflanzen dürfe man nicht zählen, widrigenfalls sie abfallen. — Nur die dreizehn ist — aus andern Gründen — zur Ausnahme von diesem alten Aberglauben geworden.

*) So im Musäum zu Berlin.

Drei war, nach Zwei, wieder eine heilige Ziffer, als das Zeichen der dreifachen Einheit (Vollkommenheit und Göttlichkeit). Sie faßte in sich Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, war also das Sinnbild der Ewigkeit. Dreieinig war z. B. der Gott der Brahminen, Vater Mutter u. Kind); dreieinig der Höchste der Chinesen, (Himmel, Erde, Mensch); dreieinig der Schöpfer bei den alten Germanen (Odin, Vile, Ve); dreieinig die ursprüngliche Weltregierung bei Griechen und Römern (im Himmel, auf der Erde und im Wasser). — Der Mensch selbst galt den Alten als eine dreifache Eins: Leib, Seele, Geist, und die Erde als eine dreifache Tochter: der Luft, des Feuers und Wassers. — Dreifuß, Dreizack, drei Kronen, in einander geschoben, waren Sinnbilder höchster Kraft und Herrlichkeit. —

Die Allerheiligste aber unter Allen war die dreifache Drei, Neun; man nannte sie die Erneuende (Novum, Neu, Neun) und alle vollkommenen Gottesdienste mußten neunfach sein. (Daher die neuntägigen Andachten u. dgl.)

Vier, die doppelte Zwei, war ein verstärktes Zeichen alles dessen, was Gegentheil der ewigen, einigen und heiligen Gottheit ist, und gehörte daher der Welt an, dem Entstehen, Vergehen. Man nahm auch zur Bezeichnung dieser letzteren Begriffe nicht leicht andere Ziffern als die Vier oder die daraus gebildeten, z. B. 12, 16, 40 u. s. w. —

Vier bedeutete den Raum, den Endlichen, Begränzten, wie drei die unendliche, unbegränzte Zeit. Daher giebt es vier Weltgegenden, vier Elemente. — Nur die Indier haben fünf Elemente, denen fünf Kirchen (Pagoden) erbaut sind. — Der Weltbildner hieß bei den Griechen „der Viereckige." — Die Erfindung der Zahlen (Maaße, Gewichte) wurde dem Merkur zugeschrieben und ihm der vierte Tag in der Woche geweiht. — Vier Jahreszeiten umfassen das ganze Werden und Vergehen. — In den vier Ecken des Weltenhimmels standen — für Chinesen, Perser, Chaldäer u. a. — die vier „königlichen Sterne," „Wächter des Alls," „Engelsgestalten," oder Thierwesen (Löwe, Stier, Adler, Wassermann). — Acht Elephanten

tragen in Indien die heilige Weltschildkröte, und acht Söhne Brahma's sind die Behüter des Alls. Der Tempel des Herrn (Baal) mußte daher acht Absätze haben. —

Aus Brahma sind vier Stände hervorgegangen, und Zeus hat sich mit nicht mehr und nicht weniger, als sechzehn menschlichen Frauen vermählt. Die Letzte derselben war mit der Ersten im sechzehnten Grade verwandt. — Seine göttliche Abkunft mußte der Grieche durch eine Reihe von sechzehn Ahnen nachweisen. (Noch heute sind hie und da sechzehn Ahnen das Erforderniß eines altadelichen Stammbaumes.) —

Die beginnende Verwesung des Leichnams setzte man auf den vierten Tag fest, und ließ sie vierzig Tage dauern. Die Gestalt des Todes malte man mit einer viersträngigen Geißel. Wer einem Todten im Umkreise von vier Ellen nahe kam, ward unrein. Vierzig Tage gehörten der Abtödtung (der Fastenzeit), Vierzig Jahre der Buße an u. dgl. m. —

F ü n f, die Vermählung der Drei und Zwei, war eine Ziffer der göttlichen Hülfe, Kraft, Beseligung, Erlösung, Lebensverlängerung. — Der fünfte Tag gehörte dem höchsten Gotte, dem Donnerer (Donnerstag), und bei den Griechen, besonders bei der philosophischen Sekte der Pythagoräer, war fünf das Zeichen des Heils. Den Magiern war sie das Sinnbild talismanischer Kräfte. Daher hatte eines der Zauberzeichen (Drudenfuß) fünf Spitzen. Fünf Tage der Hülfe, Fünfzig Jahre des Lebens, fünfzig Gerechte, vorzüglich aber die doppelte Fünf, sind in den heil. Schriften der Orientalen häufig zu lesen. (Fünf Wunden.) —

S e ch s, die dreifache Zwei, konnte nur Schlimmes, Sünde, Strafe oder wenigstens große Sinnlichkeit bedeuten. So wurde bei den Orientalen z. B. der Meineid mit 600 Riemenstreichen gestraft, oder er mußte, wenn er sich der menschlichen Gerechtigkeit zu entziehen gewußt hatte, mit 600 Jahren Hölle im Jenseits abgebüßt werden. Der

Göttin Venus weihten Griechen und Römer den sechsten Tag in der Woche, wie Germanen der Freja. Liebesdienste pflegte man sechsfach zu bezahlen. (Bei Hochzeiten gab es sechs steinerne Wasserkrüge.) — Dreimal sechs Flüche schleuderten zürnende Propheten über ein ungehorsames Volk. Der Satan selbst führt die Nummer 666. (Offenb. Johannis.)

Sieben, drei und vier, bedeutete zugleich Zeit und Raum, Ewigkeit und Endlichkeit, Gott und Welt, Wohl und Wehe, Segen und Unglück; sie konnte daher eine gute oder schlimme Ziffer sein. Die Gottesgelehrten alter Zeiten hielten große Stücke auf die Geheimnisse der ehrwürdigen und fürchterlichen Sieben. „Siebenmal des Tages lobsang der Gerechte, siebenmal fiel er in Unrecht und Sünde." — Nach sieben Tagen wurde das Kind (z. B. der Slaven) den Göttern geopfert, sieben Tage oder Jahre galten der Trauer um einen Verstorbenen. — Die Römer wollten ihre Stadt auf sieben Hügeln gebaut haben, obwohl ihrer eigentlich zehn waren. (Die böse Sieben.) — Sieben Planeten waren den Persern bekannt, alle geheimnißvolle Gelehrsamkeit wurde dieser Ziffer gemäß dargestellt. — Der leuchtende Gott hält in seiner Hand einen siebenarmigen Leuchter, auf dem sieben Sterne glänzen. Sieben Aschaspaads oder Genien, sieben Erzengel, sieben Erzteufel erscheinen in den alten Religionen. Der indische Sonnengott hat sieben Rosse vorgespannt; sieben Pforten führen zu seiner Geburtshöhle. Der griechische Gott des Alls, Pan, hat eine Flöte mit sieben Röhren, Lichtgott Apollo eine Leyer mit sieben Saiten. Es gab einen siebenfachen Himmel u. dgl. m. —

Die dreifache Vier, Zwölf, kömmt in allen Religionen, die sich auf die Betrachtung des Sonnenlaufs gründen, als eine der bedeutungsvollsten Zahlen vor, denn sie war die Ziffer der Himmelszeichen, durch welche das Gestirn des Tages im Kreislaufe alljährlich hindurch gehen muß. Daher hatte z. B. der griechische Herkules — Sonne — derselbe, welcher bei verschiedenen Völkern immer wieder, wenn

gleich unter andern Namen, erscheint — 12 große Arbeiten zu verrichten. — Die Sterne selbst wurden fast allgemein für (untergeordnete) Gottheiten gehalten, und es galt auch der Himmel für einen Götterstaat, der das Vorbild jedes Menschenstaates sein müsse. Daher stand gewöhnlich der Landesbeherrscher, gleichsam die Sonne, in der Alles lebt, an der Spitze von zwölf Stämmen, deren Jeder durch einen Stammfürsten — mit Sternen-Namen oder Eigenschaften — dargestellt wurde. Von dem chinesischen Kaiser Yao z. B. wird gemeldet, er habe dem Reiche zwölf Mandarinen vorgesetzt, nachdem dasselbe in vier Theile (nach den vier Weltgegenden) gesondert worden war. — Aegypten wurde in ältester Zeit in zwölf, später in drei mal so viele Gebiete zertheilt, deren Jedem ein geistliches Gestirn (ein Priester) vorgesetzt war. — In Griechenland kam diese Eintheilung am häufigsten vor; zwölf Völkerschaften um Delphi, zwölf Staatsgenossenschaften in Jonien, zwölf Ortschaften in Attika u. s. w. Das Gleiche gilt von Römern, Celten u. A. —

Wenn es sich dann um Abstammung handelte, sagten die Priester, sie seien unter jenem Gestirn geboren, welches das Licht in die Welt bringt; die Kriegerkaste dagegen behauptete im Zeichen des Löwen verbildlicht zu sein; der gemeine Mann aber mußte zufrieden bleiben, von Sternen abzustammen, die im Sonnenkreise die schlechtere Jahreszeit einnehmen. Die Vermischung solcher Stände galt daher auch für eine Verletzung göttlicher Anordnung und aller Naturgesetze. —

Mit Vorliebe brachte man jeden religiösen Glauben mit dieser Himmelszahl in Verbindung. —

Bei den Japanesen z. B. sitzt Gott, der Schöpfer der Welt, auf zwölf Kissen, und der Indier Alleben ist zwölf großen Schutzgeistern übergeben, so wie einem jeden der zwölf Monate ein Genius vorsteht. — Dreißig-mal zwölf ist die Zahl der Tage im Jahre (ohne die Zugabe fünf), und eben so viele rechtmäßige Götter anerkannten die meisten Gottesgelehrten. — Der egyptische Priester goß 360 Schalen Nilwasser — alle Tage eine — in ein geweihtes Faß, und der Arabische umstellte den „Herrn" mit 360 kleinen Statuen. In Babylon war der Sonnentempel von einer Mauer umgeben, die genau 360 Längenmaße damaliger Zeit betrug, u. dgl. m.

Dabei hatte man im alten Heidenthum in Betreff des Zählens noch eine eigenthümliche Geheimnißthuerei, welche vorzüglich darin bestand, daß nicht die Ziffern, wie sie geschrieben waren, sondern die zusammengerechnete Summe die Wahrheit ausdrückten. Wer davon keine Ahnung hätte, würde auch unmöglich den vollen Sinn alter Religionsschriften erkennen. So sagten z. B. die persischen Priester, aus dem Samen des von Ahriman getödteten Urstieres habe der Lichtgott 282 Thierarten gebildet. 282 war die Ziffer für das uneingeweihte Volk, dem Priester aber galt zwei und acht und zwei, also zwölf, die Zahl des himmlischen Thierkreises. —

Die Himmelsstadt — predigten Religionslehrer der Mongolen — hat vier große und 169 kleine Eingänge. 169 sind 1 und 6 und 9, zusammen 16, also 4 mal 4. —

Den Japanesen sagte man, Prophet Fo sei 81 Jahre im Mutterleibe gewesen; das bedeutete in der Geheimnißlehre nichts anderes als 8 und 1 Monate. —

Die Egypter rechneten die Dauer der ganzen Welt auf 11340 Jahre; dem Eingeweihten bedeutete die Summe dieser Ziffern — 9 — die dreifache Zeit, Ewigkeit. —

Der Mensch gewordene Gott Chrischna, vermählte sich mit 16108 Prinzessinnen. Davon wußte nur der Hindu-Priester den geheimen Sinn; 1, 6, 1 und 8 geben 16, d. i. 4 mal 4.

Die Brahminen trugen Schärpen mit 108 Schnüren, 108 aber bedeutete die heilige 9. —

Bei den alten Germanen galt der Glaube, das Weltall habe 540 Fußböden, Walhalla eben so viel Thüren und die Zahl der darin wohnenden Heiligen sei 432,000. Die Ziffernsumme gibt wieder die allverehrte Gotteszahl 9. —

Wenn ein prophetischer Priester des Orientes für sein sündiges Volk z. B. 390 Tage büßen und fasten will, so sieht das schlimm aus, in der That aber meint er nur die geheimnißvollen 12; eben so wenn er z. B. 1335 Lebensjahre zu erleben verspricht. —

Die alt-heidnische Gottesgelahrtheit enthielt noch manch andere Räthsel, z. B.

Bei den Indiern war im Himmel (des Indra) einer der vorzüglichsten Chorsänger der — Esel. — In Samaria galt der Glaube, daß der Weltheiland auf einem Esel einherreiten werde („auf dem Füllen einer Eselin"), und daß die Knochen dieses Thieres Wunderkraft besitzen (Eselskinnbacken). — In die Gärten und Felder gebot der Priester Eselsköpfe zu legen, damit sie die Fruchtbarkeit derselben befördern. — Der Schutzgöttin des innern (verborgenen) Feuers, Vesta, wurden in Rom Kuchen zum Opfer dargebracht, auf welchen, nach Vorschrift des Ceremonial-Gesetzes, das Bild des Esels abgedrückt sein mußte. — Syrische und chaldäische Gottesgelehrte wußten sogar das Geheimniß, der eigentliche Schöpfungsbuchstabe sei **ia** (der Ton des Esels). — Die Gottheit selbst wurde in einigen Tempeln (einmal auch zu Jerusalem) unter dem Bilde des goldenen Eselkopfes verehrt. — Das und noch mehr läßt sich enträthseln, wenn man weiß, daß dieses Thier ein damals beliebtes Sinnbild der Fruchtbarkeit war, und sein Geschrei im Frühlinge als frohe Botschaft des Frühlings und der neuen Schöpfung angesehen wurde. Wenn der Esel redete, so hatte das viel zu bedeuten: Es kam Gottes Segen. Die griechische Sage behauptete, der Sonnengott Bacchus habe stets einen Esel bei sich, der („das schaffende Wort") spricht. — (Daher mag auch das erste Wort der Schöpfung in der Geheimlehre ein **ia** und der Name des Weltbildners Ja, Javeh gewesen sein.)

Es war demgemäß keine Unehre, ein Esel genannt zu werden, sondern im Gegentheil Auszeichnung. In Syrien pflegten sich Könige diesen Titel beizulegen, und Homer vergleicht seine Helden gerne mit Eseln. Dacier trugen in der Schlacht Fahnen, auf denen der Kopf dieses Thieres abgebildet war. — *)

Das Rind (Stier, Ochs, Kuh) hatte im Oriente eine mehrfach religiöse Bedeutung. Die vorzüglichste war, daß es ein Sinnbild des Lichtes sei. Der Stier war ohnehin ein Sternenbild des alten Kalenders. Sein Aufgang verkündete das bevorstehende Gebrülle eines

*) Nur so kann man es sich erklären, daß Pabst Gregor der Große in einer Rede über das Buch Hiob (30, 18) Christum einen wilden Esel nennt. —

Donnerwetters. Von ihm kam aber Fruchtbarkeit; daher waren Rinderhörner nicht nur die Zeichen des blitzstrahlenden Lichtes, *) sondern auch des segensreichen Ueberflusses. (Füllhörner). — In den Religionsschriften der Indier heißt es, daß Gott Indra, „der Blitzschleuderer" die heiligen Kühe — Priester verstanden darunter „Wolken" — mit seinem Strahle melke und so deren Milch (als Regen) auf die Erde herabsende. — Das Rind war auch Sinnbild der Erde, daher die ersten Menschen vom Rinde abstammen, und wenn erzählt wird, daß in Egypten eine Königstochter sich in eine hölzerne Kuh einsargen ließ, so bedeutete diese nur die mütterliche Erde. Eine tragende Kuh galt daher für das erhabenste Bild der fruchtbedeckten Fluren. —

In den Nachbarländern Judäa's wurde die Taube als das Bild der sich verjüngenden Schöpferkraft göttlich verehrt. Das Reich Samaria erhielt sogar davon seinen Namen. Das Thier selbst wurde nach dem Baden im feuchten Elemente, aus dem die Schöpfungen der Natur hervorgehen, benannt. (Taufe, Taube). In anderen Ländern trat an ihre Stelle als weissagendes Sinnbild der Schwan oder die Gans auf, in Egypten aber und in Arabien ward es ein unter den wirklichen Naturwesen nicht vorhandener Vogel, der Phönix. Sein Gefieder träumte man sich roth=golden, und glaubte, daß er alle 500 Jahre im Feuer sterbe, um dann aus der Asche — ein Bild der Auferstehung — verjüngt wieder hervorzugehen. Die Egypter zählten daher auch die Jahre nach Phönix=Perioden. Von seiner Verehrung erhielt Phönizien den Namen. —

Der Hahn hatte im alten Heidenthum eine dreifache Bedeutung je nach der Farbe des Gefieders. Der Weiße war ein Sinnbild des Wiedererwachens aus der Nacht des Todes. „Er steht am Throne Gottes, seine Stimme ist mit Smaragden und Perlen besetzt."

---

*) Als Moses mit den Tafeln vom Sinai herabkam, war sein Gesicht mit zwei strahlenden Lichthörnern versehen. Daher gehörten Hörner der priesterlichen Kopfbedeckung an, und blieben — wenn auch etwas verdreht — bis auf den heutigen Tag im Gebrauche. —

Als Symbol der Auferstehung wurde er auch (bis heute) von den Chinesen auf den Sarg gebunden; die Griechen dagegen weihten ihn dem Gott der Arznei. — Der Rothe bedeutete das Feuer. Die Germanen führte er („der Hellrothe") zum Siegeskampfe, während der Rußfarbige in der Unterwelt krähte. Bei Persern und Arabern war er unter allen Farben ein Teufelshahn. — Als Bild der Wachsamkeit in der Nacht, von Gottesgelehrten sinnig gedeutet, erscheint er noch auf vielen Kirchenthürmen. *)

Der Fisch hatte, neben den zwei Bedeutungen der Fruchtbarkeit (Fortpflanzung) und Gefräßigkeit, noch die vorzüglichere der Reinigkeit. — Die Brahminen fütterten in einem Teiche heilige Fische zu Ehren Wischnu's, weil er einst, zur Zeit der Sündfluth, als reiner Fisch verkörpert, vom Himmel herabkam, die Menschen aus der Gefahr zu retten. (Arche Noah). — Der Fisch galt auch als Sinnbild der Seelenreinheit und Sündenlosigkeit, und daher wurden Auserwählte, die gleichsam im reinigenden Elemente leben, „Fische" genannt. Den ersten Christen, die sich der geistigen Reinheit rühmten, und aus dem Wasser der Taufe hervorgegangen sind, gaben die feindseligen Heiden den Spottnamen „Fischlein," so wie das Taufbecken „Fischteich" gescholten wurde. —

Das Bild des Ebers (Schweines) wurde in alten Zeiten als Eines der zwölf Himmelszeichen, anstatt des Krebses gebraucht. Es galt dem Monate, in welchem die Natur abzusterben beginnt. — Das Thier selbst ward vorzüglich den Todtengöttern geweiht, und galt für den Lieblingsaufenthalt der bösen Geister. (Daher begehrten die aus den Besessenen auszutreibenden Teufel: „Herr, laß uns in die Säue fahren!") In Arabien heißt der Satan „Schwein," und es geht der

*) Rabbinische Schriften bezeugen, daß in Jerusalem keine Hähne gezogen werden durften, daher muß die Stelle Matth. 26, 75. auch ein Priester-Räthsel ein und eine besondere Bedeutung haben. —

Glaube, daß Samael, der Oberste der Teufel, gerne des Thieres Gestalt annehme. Auch Indier und Egypter mußten seine Berührung meiden, und das Fleisch desselben zu essen, war ein fast allgemeines Verbot. Die Makkabäer ließen sich lieber braten, als daß sie einen solchen Braten gekostet hätten. Natürlich! der Teufel, der im Schweinefleisch steckte, ging gleich in das Mark und Blut des Menschen ein, um ihn dann ganz und gar zu beherrschen. —

Ebenso verunreinigend war der Sauerteig, das Bild der Verwesung und des Todes, folglich auch der Unreinheit und Sünde. So bezeuget die Geschichte Egyptens. Bei allen religiösen Ceremonien mußte ungesäuertes Brod verwendet werden. — Dagegen wurden Honig und Milch den in die Geheimnisse des Mythras Eingeweihten anempfohlen, denn in der Priestersprache bedeutete der Trank derselben die geistige Wiedergeburt, mithin Geistesnahrung und Süßigkeit des göttlichen Wortes. — Der neugeborne Zeus wurde, nach dem griechischen Glauben, auf der Insel Creta nicht nur mit Milch der Ziege Amalthea, sondern auch von prophetischen Bienen mit Honig genährt. — Das Reich Medien hieß Milchland, weil seinen „gesetzesdurstigen Bewohnern die Offenbarung Zoroasters „zuerst gepredigt worden sei." — („Imanuel wird Butter und Honig essen, daß er wisse, Böses zu verwerfen und Gutes zu wählen." Jesaias 7, 15.) Der Honig, ein altes Augenheilmittel, galt noch besonders für das Symbol des Hellsehens, und die Biene war das Bild der geheimen Lehre selbst. — Den Griechen galten die Sterne für verwandelte Milchtropfen. Als Juno den ihr verhaßten Stiefsohn, Herkules, von ihrer Brust hinwegschleuderte, verspritzte sie die nährende Milch, und daraus entstand am Himmel die Milchstraße. —

In Gärten, die dem Adonis geweiht waren, säete man Weizen und Gerste, weil die Körner derselben für Sinnbilder der erzeugenden Kraft angesehen wurden. Frauen, deren Treue verdächtigt worden war, mußten Gott als Eiferopfer Gerste darbringen. —

Die germanische Freja hatte sich, der Sage nach, vor den Nachstellungen des naturfeindlichen Loki in eine Nuß geflüchtet. — Im Oriente geboten manche Religionslehrer, daß Neuvermählte den Schöpfer lobpreisen, „weil er den Nußbaum erschaffen habe." — In Rom wurden Brautpaare mit Nüssen beworfen. —

Der Wein hieß wegen seiner aufweckenden Kraft „Milch der Liebes-Gottheit." — Die Folgen des Weinrausches waren — wie die alten Legenden der Heiden sagten — Abfall von Gott, Ausschweifung und Unrecht. — Es lag nahe, die Traube für die Frucht der Erkenntniß zu halten, denn „im Wein — sagte man — ist Wahrheit." — Der chinesische Priester des Fo, die indischen Brahminen, die persischen Magier, die egyptischen Gottesgelehrten sollten darum keinen Wein trinken. — Nur als Opfer wurde er für unbedenklich gehalten. —

Wenn Jemand, der dem Sonnengotte einen Widder opfern sollte, zu arm war, so erlaubten ihm die Priester, an dessen Statt einen Apfel darzubringen. — Die Eingeweihten zu Eleusis, die sich der strengsten Reinheit zu befleißigen hatten, durften keine Aepfel essen. — Die Schlange, Feindin alles Lebens hascht — so sieht man in Bildern — nach einem Apfel. — Göttinnen, welche die Ehen schützten, und selbst Götter zur Welt gebracht hatten, wurden mit Aepfeln in den Händen dargestellt. — Ein Apfel war in der griechischen Göttergeschichte Preis der Schönheit, aber auch Veranlassung der Eifersucht, des Neides und in Folge dessen der Entzweiung (Zankapfel). — Die Germanische Göttin Iduna hatte die Aepfel der verjüngenden Kraft in ihrer Verwahrung, und theilte sie denen aus, welche nach Walhalla gelangten; durch ihren Genuß wurde man unsterblich. — Wenn der Norwege sein Leben dem Gotte Odin opfern sollte, so brachte er in Stellvertretung sein Kind dar, in der Wirklichkeit aber nur einen Apfel, der das Kind bedeutete. —

(Ob die Frucht des Paradieses ein Apfel gewesen sei, ist nicht ausgemacht; die alten Gottesgelehrten sind darüber sehr verschiedener Meinung. Einige halten die Nuß, Andere die Traube, und Viele die Feige dafür. —)

„Räthsel findest du nur im Käfig der Gottesgelahrtheit,
Geh' in die offene Welt, dann sind dir alle gelöst."

Ein Brahmine würde gesagt haben, wer so etwas schreiben könne, möge auch ein „sehr weltlicher Mensch" sein; aber der Geistliche, sollte man meinen, müßte zugestehen, daß sich mit wahrer Religionslehre kein Räthselspiel vertrage. Die Natur gibt dem Menschen genug Räthsel zu lösen, der Lehrer braucht nicht neue hineinzubringen. —

„Nicht Gold und Juwelen alleine — sagt Göthe — umhüllten sich mit Nacht und Graus." — — „Im Finstern sind Mysterien zu Haus." —

Wenn die Gottesgelehrten des Heidenthums dem Volke Räthsel anboten, so übten sie das größte Unrecht. War darin irgend eine beseligende Wahrheit verborgen, mußte sie von den Dächern gepredigt werden; war es Lüge, so mußte sie ganz und gar schweigen. An sich war es auch eine Art Schande, wenn man glaubte, wie es nicht Jeder wissen durfte. —

„Es ist schon damit sehr viel gewonnen, daß Ochs und Esel wieder sind, was sie sind: Ochs und Esel.'" So sprach Jemand im Hinblick auf das verständigere Menschengeschlecht. Wie weit aber mußte sich dieses verirrt haben, um Jemandem die Freude solcher Worte zu bereiten. — Dabei bleibt aber noch die Frage, ob bereits alle Naturwesen wieder auf ihrem Platze seien? —

Die Räthsel der Priester gemein zu machen, war ein Frevel, daher „ward auch ein offenbar Geheimniß wohl verwahrt, spät nur den Völkern offenbart." Unbegreiflich bleibt nur, wie die Menschen glauben konnten, eine Gottheit wolle, daß man nicht genau wisse, was sie wolle. —

VI.

„Einerlei sagten aller Orten alle Herzen unter dem himmlischen Tage, aber Jedes in seiner Sprache." —

„Lob und Ruhm der Sonne, die nicht stirbt, Glanz blitzt, und wie ein Held läuft."

„Ich rufe zu Dir, Schutzgeist! ganz Licht! Lebens- und Friedensquell! Ich rufe zu Ormuzd, dem Lebendigen!" —

„Ich erhebe Deine Größe, o Ormuzd! gerechter Richter, lichtglänzend in Glorie, Allwissender, Wirkender, Ernährer von Tage zu Tage." —

„Stiege die Sonne nicht auf, die bösen Geister würden Alles zerrütten, was auf den sieben Theilen der Erde sich findet, kein guter Geist würde verweilen, kein Geschöpf ausdauern." —

„Rufe die Sonne an, die nicht stirbt, glänzend im Licht, ein mächtiger Läufer und du wirst stören alle Dews (Teufel), alle Keime der Finsterniß, alle Räuber und Gewaltthätigen, den, der (Ahriman) die Welt der Uebel zerrüttet." —

So betet seit langer, langer Zeit das persische Volk nach Anleitung seiner heiligen Schrift mit der Sonne zugewendetem Angesichte zu dem „großen Gott alles Lichtes." — Licht ist der Grundgedanke seines gesammten Religionsglaubens, und das Wort der göttlichen Offenbarung heißt bis auf den heutigen Tag „das Lichtgesetz." —

Offen und klar spricht sich hier in der Lehre des persischen Volkes das aus, was man in allen heidnischen Religionen, mehr oder weniger sorgsam eingehüllt, finden kann. In Asien, Afrika, in Europa, und Amerika, überall sammelten sich die religiösen Anbetungen in einen Brennpunkt zusammen: das Licht. Seinem Glanze entgegen lenkten das Auge, für dieses heilige Element geschaffen, alle Menschen inbrünstig betend, „Jeder in seiner Sprache," d. h. nach seiner Fassungskraft und Gemüthsbeschaffenheit. In ihm war aller Sehnsucht Ziel, und nicht der Germane allein, sondern Alle ahnten darin „die Heimath." —

Mit Vorliebe nannten sich daher auch die Einen Söhne, die Andern Diener der Sonne, gaben ihren Kindern, Häusern, Städten und Ländern Lichtnamen, und segneten die Tageswelt, den Inbegriff aller Seligkeit. —

Dort zog ein sieggewohnter König Mediens mit seinen Kriegerhorden in einen neuen — höchst ungerechten und grausamen — Kampf: „O Sonne, rief er, großer Gott, stehe mir bei!" Hier betheuerte ein edler Fürst Griechenlands die Wahrhaftigkeit seiner Verheißungen: „Sonne, die Alles sieht und hört, sprach er feierlichst, sei Zeuge." —

Als kühne Seefahrer den spanischen Gebietern in Amerika neue Besitzthümer entdeckten, fanden sie unter den mannigfachen Seltenheiten auch etwas Allgemeines, Allbekanntes: die Lichtreligion der „Söhne und Kinder der Sonne," die „der Mann des Mondes" und zugleich „Schöpfer," „Erhalter," „der Bewunderungswürdige" hieß, und dem zu Ehren in allen Tempeln das heilige Feuer, von Jungfrauen genährt, brannte. —

Bei dem Gottesdienste, welcher vom gebildeteren Theile des Volkes in Griechenland unter dem Namen „Eleusinische Geheimnisse" begangen wurde, erhielten die „Eingeweihten" einen Vorgeschmack der Anschauung Gottes durch das Schauspiel einer plötzlichen Erleuchtung. Still und andachtsvoll harrten sie in der Dunkelheit des rechten Augenblicks, wo ihren Augen im blendend strahlenden Glanze das Bild der Gottheit gezeigt wurde. Freudenfeste aller Art begleiteten

dieses Ereigniß. — Ein anderes Fest gleicher Bedeutung waren die nächtlichen Prozessionen zu Ehren des siegreichen Lichtgottes Bacchus. —

Die Namen des Lichtgottes waren bei verschiedenen Völkern Swantewit, Baal, Apollo, Mythra, Herkules, Osiris, Adonai, Bacchus u. dgl.; aber das bezeichnete Wesen war für Alle ein und dasselbe. Ebenso war der Gegensatz überall gleich; vom „Czerni Bog" (schwarzen Gott) der Slaven bis zum „Ahriman" der Orientalen galt die Finsterniß als Inbegriff alles Bösen, Unseligen, Verderblichen. —

Die religiösen Erzählungen der Heiden kann Niemand vollkommen verstehen, wenn er nicht an Licht und Finsterniß denkt. So z. B. die Sagen von Herkules und seinen zwölf Arbeiten, von den Reisen der Isis, von Bacchus und Jason, vom Kampfe der Götter und Riesen, der Titanen und Giganten. —

Die vorzüglichsten Religionsfeste fanden überall zur Zeit des kürzesten Tages oder der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche Statt, dann, wenn das Licht wieder zu erscheinen begann, wenn der Heiland der Welt geboren wurde, oder vom Tode auferstand. Da hatten die Chinesen, Hindu, Perser, Egypter, Griechen, Römer u. A. große Opferungen und gottesdienstliche Freudenbegängnisse. —

In China durfte an solchen Festtagen nur der höchste Priester, der Kaiser, die heiligen Gebräuche verrichten. Er war ja der erste Sohn des Himmels. — Die Egypter führten am Winterfeste die heilige Kuh sieben-mal um den Tempel herum, und zündeten beim Frühlingsanfang unter großem Pomp das neue Feuer an. (Osterkerze). — Zu derselben Zeit war in Asien das Fest der Scheiterhaufen, und des Widderessens (Osterlammes). Die Sonne tritt da in das Zeichen des Widders. Am indischen Frühlingsfeste Huli wurde mit denselben Ceremonien, wie in Egypten, ein junger Widder (Lamm) geopfert und bekam denselben Namen, wie der Gott, dem er dargebracht wurde, nemlich Agni. So hieß der Sohn Siwa's des Sonnenfeuergottes. —

Bei den Römern liefen die Pferde — „am Geburtstage des Unüberwindlichen" — sieben-mal im Kreise (Circus — daher der Name „circensische Feste") auf einer der Sonne geweihten Rennbahn herum, den Lauf der Gestirne gleichsam nachahmend. Der im Kalender bezeichnete Thierkreis des Himmels war dabei durch zwölf Pforten des Circus dargestellt. Schauspieler mußten die Erde, das

Meer, und alle bedeutungsvolleren Naturwesen, wie sie sich unter einander bekämpfen, lebendig versinnlichen. Die Erbauung des Volkes aber bestand darin, daß man mit dem tröstlichen Glauben nach Hause ging, gesehen zu haben, wie durch die Allgewalt des Lichtes aller Kampf der Elemente in schönster Harmonie endigt, und der Erzfeind alles Guten, Finsterniß, überwunden wird. —

„Wir feiern, schrieb ein damaliger Gelehrte, vor Neujahr prächtige Spiele zu Ehren der Sonne, der wir den Titel des Unüberwindlichen geben.“ (In der Römersprache, wie auch in vielen andern, war Sonne männlichen Geschlechts.) „Warum kann ich nicht das Glück haben, sie lange zu feiern, o Sonne, König der Welt! Du, die von Ewigkeit her, der erste Gott aus seiner reinen Substanz erzeugte,“ —

Dem Glauben der Indier gemäß ist Wischnuh die zweite Person in der göttlichen Dreieinigkeit „in der Zeit“ Mensch geworden. Sein Name war „Chrischna“ „der Gott,“ „das Eine in Allem, was lebt,“ in dem alle Wesen bestehen, u. s. w. — Seine menschlichen Eltern, aus königlicher Abstammung, wurden von dem Beherrscher des Landes verfolgt, weil er fürchtete, die Prophezeihung könnte sich erfüllen, welcher nach ein Kind dieser Leute ihn vom Throne stürzen werde. Aber im Kerker wurde das göttliche Kind unter „Beistand Brahmas und Schiwas im wundervollen Lichtglanze geboren. Vom Himmel erschallten die Freudengesänge der Geister. Die Eltern erkannten die Hoheit ihres Kindes, und flohen mit ihm auf Befehl der Götter in ein anderes Land, Gokula geheißen. Unter Wundern aller Art wuchs der Gottsohn auf, kämpfte lange gegen das Böse in der Welt, starb eines blutigen Martertodes, und fuhr gegen Himmel. — Nach einer längeren Zeit erschien derselbe Gott noch einmal in (einer anderen) Menschengestalt, vou einer Jungfrau geboren, und hieß Buddah. Der Zweck seiner Menschwerdung war wieder Bekämpfung des Weltübels und Erlösung der Menschen. Es entstand dadurch eine andere Confession in Indien, deren Anhänger jene Brahmanische Offenbarung verließen, und der den Vorzug gaben, welche von dem Menschgewordenen Buddah ausgegangen war. Alles was sie von ihm wußten, war so unzweifelhaft wahr, daß sie dafür ihr

Leben einzusetzen bereit waren. Gott Buddah — so bekundet die heilige Sage — ward als König geboren. Seine Mutter hieß Maha-Maja. Als Knabe übertraf er alle Lehrer an Weisheit und Kraft der Rede. 29 Jahre alt verließ er den königlichen Hof und zog sich in die Einsamkeit zurück, über das Wesen des Uebels und die Mittel der Erlösung nachzudenken, überwand dort siegreich den ihm zur Versuchung geschickten Elephanten, und läuterte dort sein Wesen in 6jähriger Bußübung. Darnach ward er der „Erwachte," „Erleuchtete," kehrte in die Welt zurück, predigte seine Lehre von der Erlösung, verrichtete Wunder und starb, 80 Jahre alt, mit der Weissagung, sein Gesetz werde 5000 Jahre bestehen, worauf ein anderer Buddah, und nach diesem noch Mehrere, immer in längeren Zwischenzeiten erscheinen würden, bis die Welt erlöst und zugleich — aufgelöst werde. —

Das Kreuz, an welchem er einst sterben mußte, und von dem er Salivahana, „der Gekreuzigte" benannt wurde, soll sich nach seinem Tode in einen blühenden Mandelbaum verwandelt haben. — So spricht die heilige Sage in Indien. —

Ueber Egypten sagen alte Geschichtsurkunden, „daß man die Niederkunft einer Jungfrau und die Geburt ihres Sohnes — um die Zeit der Winter-Sonnenwende — feiere, indem man ein Kind in eine Krippe lege und dem Volke zur Anbetung ausstelle. König Ptolomäus soll nach der Ursache dieses Gebrauchs gefragt und die Antwort erhalten haben, dies sei ein Geheimniß, das ein ehrwürdiger Prophet den Voreltern geoffenbart habe." — Zu Sais war nach dem Zeugnisse eines griechischen Geschichtschreibers an dem Bilde einer jungfräulichen Göttin die Inschrift zu lesen: „Die Frucht, welche ich geboren habe, ist die Sonne." —

Der Gott der Siamesen dagegen wurde zwar auch von einer Jungfrau aber durch den Einfluß der Sonne geboren. —

Man hat alte arabische Handschriften, auf denen die zwölf Himmelszeichen, darunter neben dem Bilde der Jungfrau ein kleines Kind gemalt zu sehen sind. In einer solchen Urkunde heißt es: „Man erblickt — in den zehn ersten Stufen des Sternzeichens der Jungfrau — das Bild eines Mädchens, d. i. einer keuschen, reinen und unbefleckten Jungfrau von schönem Wuchse" u. s. w. —

Bei den Griechen war es der in einer Höhle geborene Diony-

sos, dessen kindliche Gestalt zur Winterszeit in den Tempeln aufgestellt wurde. Seine Mutter war eine Jungfrau. —

In Lybien war das Bild der Gottheit mit Widderhörnern geziert und stellte den Jupiter Amon dar, dessen Nährmutter die „heilige Jungfrau" hieß. —

„In einem chinesischen Tempel, der mit unseren Kirchen viel Aehnlichkeit hatte, fand ein englischer Offizier (zur Zeit des letzten Krieges) eine kolossale Göttin mit einem Kinde auf dem Arme. Die Chinesen haben also auch eine jungfräuliche Mutter Gottes." —

Die heilige Schrift der Perser, genannt Zend Avesta, wurde, dem wahren Glauben gemäß, dem Propheten Zoroaster von Gott selbst mitgetheilt. Jener war nemlich in den Himmel gefahren, hatte Ormuzd über das „Lichtgesetz" befragt und unter andern auch folgende Antwort erhalten:

„Wie du, sprach Ormuzd, hat noch Keiner mich gesucht, noch Keiner so viel Gutes erkannt." —

„Der König soll Dich hören, wenn du mich (meinen Willen) verkündigst." —

„Du mußt zum Feuer beten, dem großen Oberhaupte; dies ist Reinheit, die liebe ich, der Himmlische."

„Das Wort (Avesta) kommt von mir, wer unter den Menschen es thut, auch mitten unter Verfolgungen, dessen Lohn, das sage ich, soll Seligkeit des Himmels sein." u. s. w.

Nun folgen alle möglichen Anordnungen, die sich auf Glauben, Sitten, Gottesdienst, Andacht-Ceremonien und sonstige Pflichten der Religion beziehen, und noch heutigen Tages weiß der gemeine Perser nicht anders zu sagen, als Gott habe ihm seinen heiligen Willen handschriftlich geoffenbaret.

Die eine Legende von Zoroaster, dem auserwählten Abgesandten Gottes, erzählt, welche Wunder bei seiner Geburt geschehen seien, wie er als Kind schon den ihm drohenden Gefahren durch Flucht entgehen mußte, wie er dann vom bösen Geiste mit glänzenden Verheißungen gelockt, von Priestern verläumdet und verfolgt wurde, welche Wunderthaten er ihnen zum Beweise seiner höheren Snedung entge-

genstellte und wie er in den Himmel aufgefahren sei, um die Offenbarung Gottes für die Menschen herabzuholen, u. dgl. (Es haben indessen auch noch andere Völkerschaften Asiens ihre Zoroasters, so daß man ihrer bereits acht zählt.

Die ältesten Religions-Urkunden Indiens, die Weda's, (der Name bedeutet: „Wissen alles Geoffenbarten,") bestehen aus Schriften, die aus verschiedenen Zeiten und von ungleichen Verfassern abstammen, daher auch verschiedenen Geistes und Inhalts sind. Ihre Zusammensetzung in Ein Buch geschah etwa 700 Jahre vor Chr. G., wo sie jenen allgemeinen Namen erhielten. Darüber besteht aber bei den indischen Völkerschaften folgende Meinung:

Die alten Weisen, die in heiligender Naturbetrachtung sinnend sich dem Göttlichen weihten, haben alle ihre Wissenschaft von Gott erhalten. „Sie floß von Brahmas Lippen auf sie herab" und wurde von ihnen nur niedergeschrieben. Diese Offenbarung bildet nun das alte Testament in vier Büchern. Im Neuen sind Erzählungen von den Thaten und Leiden des Mensch gewordenen Gottes, und der endliche Sieg des Guten über das Böse aufgezeichnet. —

In China gelten die Schriften für heilig, die Confudsô, aus königlichem Geschlechte geboren, theils selbst verfaßt, theils gesammelt und geordnet hat. In welchem Ansehen der Mann bei den Chinesen steht, kann man daraus ersehen, daß in jeder Stadt ein Tempel seinem Namen geweiht ist — „das Haus des seligen Confudsô" — in welchem ihm Gebete und Opfer dargebracht werden. In der Halle eines solchen Hauses sind z. B. die goldig ausgeprägten Worte zu lesen: „O Confudsô, unser verehrtester Herr, möchtest du deinem geistigen Theile nach herabsteigen, und erfreut werden durch diese unsere Verehrung, die wir Dir in Demuth leisten." Auf einem Tische davor stehen Früchte, Wein, Blumen, Rauchwerk u. dgl. — Daß er übrigens in seinem Leben gar viele Wunder gewirkt habe, wissen seine Verehrer gründlich zu beweisen. Sie berufen sich dabei auf Zeugen des Alterthums, die beschwören, daß sie dieselben mit eigenen Augen gesehen haben. —

Dasselbe und noch gründlicher behauptet eine andere Confession in China, die der Fohisten. Der Stifter derselben war Fo, aus königlichem Geschlechte stammend, und — der Sage nach — ein wundervoller Mann. Seine Mutter Moye (Maja?) empfing ihn

von einer Erscheinung des Lichtes, und es war ihr anfangs, als trüge sie einen weißen Elephanten unter dem Herzen. Als er auf die Welt kam, stand er auf den Füßen und sprach, zum Himmel die eine, zur Erde die andere Hand ausstreckend: „Es ist Niemand außer mir der Anbetungswürdige, weder im Himmel noch auf Erden." — Dreißig Jahre alt wurde er von der göttlichen Kraft erfüllt und zu seiner höheren Bestimmung geführt. Seine Lehre bestätigte er durch viele und außerordentliche Wunder, an deren Richtigkeit auch wieder durchaus nicht zu zweifeln ist. —

Die egyptischen Priester hatten alle ihre Religionskenntnisse von einer Gottheit, die sie Thot nannten, erhalten. Man sollte nicht glauben, daß ihre Lehren menschliche Erfindungen seien. Niemand als Thot war der Erfinder der Sprache, der Schrift — auch der geistlichen Geheimschrift, der Künste und Wissenschaften, so wie überhaupt aller Geistesbildung. —

Unter den mannigfachen Religionslehren der Zend Avesta finden sich — Beispiels halber — auch Folgende:

„Wer leihet in der Absicht, es nicht wieder zu geben, der ist wie ein Räuber."

„Wer sein Wort gibt und es nicht hält; wer dem Andern die Hand auf's Wort gibt, ohne Treue im Herzen und in der Absicht zu hintergehen; wer einem zahmen Thiere eine Belohnung zusagt, und sie ihm dann vorenthält u. s. w.; der begeht das Verbrechen des Mithra-Darudsi, d. i. er sündigt gegen die Reinheit des Gedankens oder gegen die Wahrhaftigkeit."

„Wer das Versprechen macht, Wasser der Fruchtbarkeit auf ödes Erdreich zu leiten, und thut es nicht, der sündigt wider Mithra: er ist ein Lügner." —

„Ormuzd sprach (zu Zoroaster): Es gibt einen dreifachen Maaßstab der Handlungen: Reinheit in Gedanken, Reinheit in Worten, Reinheit in der That." —

„Nicht ohne Uebel werden die Heerden der Menschen sein, weil sie nicht verständig sind und grundfest in der Wahrheit." —

Unter den vielen vorgeschriebenen Gebeten:

„Laß mein Gebet mit Reinheit der Hände dir lieb sein, o Ormuzd! — Laß meines Herzens Reinigkeit zu dir dringen, und gib mir Festigkeit im Guten, damit ich zu Thaten gelange, die für mich Quelle der Freude und des Segens sind.“ —

Bei Sonnenaufgang: „Mehre meines Herzens Reinheit und laß mich heilige Werke verrichten.“ — Am Mittage: „O, daß ich sei diesem Lichte gleich, das hoch und erhaben glänzt.“ — Nachmittag drei Uhr: „O du, verschlungen in Vortrefflichkeit, laß mich verwandelt dir entgegen kommen.“ —

Dagegen aber auch z. B. Vorschriften wie folgende:

„An wem soll ein Arzt mit seinen Mitteln zuerst Versuche machen? — Ormuzd antwortete: An Dienern der Dews, (d. h. an bösen Menschen); dann erst soll er Ormuzd-Verehrer heilen. Einmal, zweimal, dreimal soll er es an ihnen versuchen, und werden sie todtkrank, so soll er aufhören, denn er versteht nichts.“ —

„Wohin müssen Leichname der Menschen gebracht werden? — Auf Berge, sagte Ormuzd, damit Hunde und Vögel sie verzehren. Man trage sie dahin in Särgen von Metall oder Stein. Doch dürfen weder Bäume noch Wasser in der Nähe sein, damit die Thiere nichts dahin vertragen (d. h. die Elemente verunreinigen und Ahrimans Reich vermehren.)“ —

Die Lehren der alten Reichsreligion in China empfehlen über Alles das „Beharren in der rechten Mitte.“ „Die rechte Mitte ist der große Stützpunkt des Weltalls; von ihr hängt die Harmonie und Ruhe der Welt, daher auch das Leben und Bestehen aller Wesen ab. Sünde ist nichts anderes, als Störung des Gleichgewichts im Weltall. Jede Unordnung im sittlichen Menschenleben verursacht eine ähnliche in der Natur. Die untergeordneten Naturkräfte werden mit den menschlichen Leidenschaften zugleich entfesselt.“ — Wie wahr! — Vorzüglich ausgezeichnet erscheinen Sittenlehren, die in den heiligen Schriften des Confudsö enthalten sind. Sie beziehen sich auf alle Verhältnisse des Lebens und enthalten allgemein gültige Gebote der Menschenliebe, Gerechtigkeit, Rechtschaffenheit, Milde und Nachsicht. —

„Die Menschennatur kam uns vom Himmel rein und vollkommen zu, aber im Verlaufe der Zeit haben Unwissenheit, Leidenschaft und böse Beispiele dieselbe verdorben. Es kommt Alles darauf an, dieselbe wieder zu ihrer ursprünglichen Schönheit zu erheben, und wollen wir vollkommen werden, so müssen wir uns wieder zu jener Stufe emporschwingen, von welcher wir herabgesunken sind.“

„Gehorche dem Himmel und befolge die Befehle dessen, der ihn regiert. Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“ —

„Lasse die Vernunft und nicht die Sinne dein Betragen bestimmen; denn die Vernunft wird dich lehren, weise zu denken, klug zu sprechen, und dich bei allen Gelegenheiten würdig zu benehmen.“ —

„Was du willst, daß dir ein Anderer thue, das thue ihm auch, und was du willst, daß dir ein Anderer nicht thue, das thue ihm auch nicht. Du bedarfst keines andern Gesetzes als dieses. Es ist die Grundlage und das Vornehmste aller Uebrigen.“ —

„Wünsche nicht den Tod deines Feindes; dein Wunsch würde eitel sein: denn sein Leben steht in der Hand des Himmels.“ —

„Sei erkenntlich für die erwiesenen Wohlthaten durch die Erstattung Anderer: allein räche niemals Beleidigungen.“ —

Solche Moral predigte der Chinese Confudsö, der etwa 550 vor Chr. G. geboren wurde. —

Schiller hat einem der vielen Sprüche chinesischer Moral folgenden Ausdruck gegeben:

„Dreifach ist der Schritt der Zeit.
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
Pfeilschnell ist das Jetzt entflogen,
Ewig still steht die Vergangenheit. —
Keine Ungeduld beflügelt
Ihren Schritt, wenn sie verweilt.
Keine Furcht, kein Zweifeln zügelt
Ihren Lauf, wenn sie enteilt.
Keine Reu', kein Zaubersegen
Kann die Stehende bewegen. —
Möchtest du beglückt und weise
Endigen des Lebens Reise? —
Nimm die Zögernde zum Rath,
Nicht zum Werkzeug deiner That.

Wähle nicht die Fliehende zum Freund,
Nicht die Bleibende zum Feind." —

So ist auch die Liebe der erklärte Grundsatz der Buddah-Religion. — Weil alle Menschen Brüder sind, wurde durch sie das Kastenwesen aufgehoben, und dieser Gedanke des allgemeinen Bruderthums ist die stete Veranlassung, die Gläubigen zur Sanftmuth, Mildthätigkeit und Menschlichkeit anzueifern. Diese Religion hat bisher, nach vielfachen höchst glaubwürdigen Zeugnissen, sehr wohlthätig auf die verschiedenen Völker gewirkt, welche ihr anhängen. Die wilden Horden Hochasiens sind durch sie in kurzer Zeit zu guten und wohlthätigen Menschen umgewandelt worden. Es ist eine Religion, die, abgesehen von ihren Glaubenssatzungen, die Religion der Liebe genannt werden kann. —

Der (heidnische) römische Kaiser Antonius gab unter Andern folgende Moral-Vorschriften: „Es ist der ausgezeichnete Vorzug des Menschen, diejenigen zu lieben, welche ihn beleidigt haben. Dies wird man bereit sein zu thun, wenn man bedenkt, daß der Beleidiger unser Bruder ist, daß er es ist, der seine Handlung aus Unwissenheit, vielleicht unfreiwillig beging, und überdies, daß wir bald Alle in Frieden in unser Grab eingehen werden. Allein vor Allem erwäge man, daß er uns in der That nicht geschadet hat, weil er unsern Geist, oder den Beherrscher unseres Wesens, durch seine Beleidigung nicht schlechter machen konnte." —

In den sogenannten goldenen Sprüchen des Heidenphilosophen Pythagoras, welcher ungefähr 500 Jahre vor Chr. G. starb liest man unter Andern auch Folgendes:

„Begib dich nicht eher zur Ruhe, als bis du deine Handlungen an dem zurückgelegten Tage dreimal durchgegangen hast. Frage dich: Wo bin ich gewesen? Was habe ich gethan? Habe ich irgend eine gute Handlung unterlassen? Sodann erwäge Alles, berichtige, wo du gefehlt hast, und freue dich über deine guten Thaten." —

„Welche Uebel dich immerhin betreffen mögen, ertrage sie mit Geduld, und suche ein Mittel dagegen zu entdecken. Und lasse dich von dem Gedanken trösten, daß das Schicksal dem guten Menschen nicht viel Uebel zugetheilt." —

„Die Menschen gebrauchen ihre Verstandeskräfte zu guten und

schlechten Zwecken; höre ihnen deßhalb mit Vorsicht zu, und sei nicht zu voreilig, anzunehmen oder zu verwerfen." —

„Wenn Jemand eine Unwahrheit behauptet, waffne dich mit Geduld und — schweige." —

„Du wirst erkennen, daß die Natur nach gleichmäßigen Gesetzen thätig ist, und wirst nicht mehr erwarten, als möglich ist. Du wirst erkennen, daß die Menschen sich vorsätzlich Uebel zuziehen. Sie erkennen nicht, noch verstehen sie, was die Weisheit zu wählen verordnet, und wenn sie in der Noth sind, kennen sie nicht die Mittel, sich herauszuziehen; das ist das Loos der Menschen. Sie sind endlosen Uebeln ausgesetzt, und werden unaufhörlich getrieben, wie Steine, die einen Berg hinabrollen. Ein verderblicher Wettstreit verfolgt sie ewig im Geheimen, den sie weder zu unterdrücken suchen, noch geduldig ertragen wollen." —

„Mächtiger Jupiter! Vater der Menschen! O befreie sie von jenen Uebeln, oder offenbare ihnen den bösen Geist, dem sie dienen." —

„Doch sei gutes Muthes, denn das Geschlecht der Menschen ist göttlich. Die Natur offenbart ihnen ihre verborgenen Geheimnisse." —

„Enthalte dich aller unreinen und schädlichen Nahrung, damit dein Körper rein und dein Geist frei bleibe." —

„Ueberlege alle Dinge wohl, lasse dich von der Vernunft leiten, und gib nur ihr die Oberhand." —

„Wenn du deiner sterblichen Hülle entkleidet, und in die reinen Behausungen des Himmels eingegangen sein wirst, sollst du unter die unsterblichen Götter erhoben werden, in unverderblicher Reinheit fortbestehen, und nie mehr den Tod kennen." —

„Einerlei sagten aller Orten alle Herzen unter dem himmlischen Tage, aber Jedes in seiner Sprache." —

Fähigkeiten, Erziehung, Klima, Naturereignisse und Umstände aller Art brachten in die alte Religion der Menschen eine große Verschiedenheit, aber es ist höchst wichtig wahrzunehmen, wie die Grundgedanken bei Allen dieselben sind; z. B.

Die Erde als Mittelpunkt der ganzen Welt, ein Oben und Unten.

Ein — oft unklares — Bewußtsein der Abhängigkeit von höheren Kräften.

Das Verlangen, sich über die Grenzen der Sinnlichkeit hinaus zu erheben.

Sehnsucht und Ahnung einer kommenden Zeit der Vergeltung.

Das Streben sich die Gottheiten vorzustellen, und der Glaube an die Menschwerdungen der Götter.

Der gute Wille, sich mit dem bloßen Glauben zu befriedigen.

Fügsamkeit, Geduld und Vertrauen in die Anordnungen derjenigen, welche Religion zu lehren verstanden.

Das Bedürfniß äußerer Zeichen und Ceremonien.

Hinneigung zum Lichte, Abscheu vor Finsterniß.

Geheimnißthuerei und Wunderlichkeiten.

Verklärung, Ruhm oder wohl auch Vergötterung berühmt gewordener Prediger.

Mißbrauch und Gewohnheit.

Verachtung anderer Glaubensmeinungen.

Die Vorliebe in dem Glauben der Väter treu zu verharren, u. s. w. u. s. w.

Wo ein Volk dem andern in Betreff der Wundersamkeit oder Vortrefflichkeit seiner Religion nicht nachstehen wollte, da nahm es das Beste und Auffallendste an, und umhüllte das aus der Fremde genommene mit s e i n e n Kleidern. So wanderte dann der Glaube aus einem Lande in das andere.

Wenn irgend ein religiöser Glaube, so ist der an die Göttlichkeit des Lichtes am erklärlichsten. Die Menschen kannten keinen treuern Freund und Helfer. Daher mag es nicht als Uebertreibung anzusehen sein, wenn Jemand behauptete: „Alle Menschen beteten es an, alle Maler malten es, alle Dichter lobsangen ihm, alle Künstler dienten seiner Majestät, alle Tempel umfaßten sein Bild.“ — Darum mögen wohl auch noch heute heilige Feuer, Lichter, Lampen zu Ehren der Gottheit brennen. —

„Religion, schon im Stande der Natur, war Schild des Schwachen gegen den Starken, der einzige Trost der im Elende schmachtenden Menge, Stab im Leid und Hoffnungsstern im Unglück, einzige Waffe gegen die Schrecken des Todes.“ — „Auch die heidnischen Glaubensansichten waren geeignet, Leidenschaften des Volkes zu zügeln, Begierlichkeiten zu mäßigen, Ordnung und Frieden zu predigen.“ — Aber: „die Erfahrung aller Jahrhunderte, — sagte Friedrich der Große — zeigt uns den Menschen in einer fortwährenden Sklaverei des Irrthums.“ — „Vorurtheile waren die Vernunft der Völker, die einen unwiderstehlichen Hang zum Wunderbaren hatten. Der größte Theil derselben steckte in der tiefsten Unwissenheit; sie hatten nicht Zeit und Gelegenheit zum Nachdenken.“ —

Und das gegenwärtige oder zukünftige Schicksal des mannigfachen Religions-Glaubens heidnischer Völker? — —

Der forschende Vorwitz des Menschen läßt ihn bald am Isisschleier der Natur zerren, und je mehr es ihm gelingt, denselben zu lüften, desto mehr schwinden die Götter (mit all ihrem Zubehör) aus seiner unmittelbaren Umgebung, von der Erde, endlich auch aus dem Sternenhimmel, und die Natur mit ihren Kräften fällt der g e m e i n e n D e u t l i c h k e i t der Dinge anheim.“ —

Wohl haben auf ergrauter Erde
Die Völker zahllos schon gewohnt;

Und auf verschiedenem Opferheerde
Die Götter mannigfach gethront. —
Dich irr' es nicht! Mit Liebesblicke
Schau der Zeiten Ringen an!
Es wechseln Völker und Geschicke,
Die **Menschheit** — geht die gleiche Bahn. —

(Kinkel.)

— Der Unterschied der Erdendinge
Scheint groß und ist oft so geringe;
Alter und Gestalt und Raum und Zeit
Sind ein Traumbild nur der Wirklichkeit.
Träg und matt, auf abgezehrten Sträuchen
Sieht der Schmetterling die Raupe schleichen,
Und erhebt sich fröhlich, argwohnfrei,
Daß er Raupe selbst gewesen sei.

(Herder.)

Am Ende sind wohl gar die **moralischen** Grundsätze heidnischer Religionen auch nicht ganz zu verwerfen? —

„Ich hatte mir eingebildet, daß das Gebot, unsere Feinde zu lieben, ein der christlichen Religion allein gehöriger Satz sei, bis ich in den Schriften jenes (heidnischen) Bösewichtes **Plato** auf dieselbe Lehre stieß." —

(L. Sterne.)

Warum hatten die einfachen Grundsätze der Sittlichkeit und Vernunft keinen Reiz für den heidnischen Frömmler? — Warum sollte eine jede Religion auch ihre besondern Propheten, Geheimnisse und Wunder haben? — Und wie kam es, daß ein jedes Volk seinen eigenen Glauben zu besitzen begehrte? —

„Nicht irren kann der Mensch, der nur der Tugend lebt.“ —
(Pope.)

„Geoffenbarte Religion und Natur-Religion — Beide sind erfundene Ausdrücke.“ — „Nach Allem, was wir in jenen (alten) Werken sehen, haben wir keine Ursache zu vermuthen, daß Gott die Menschheit partheiisch behandeln, der Einen Nation Kenntnisse offenbaren, einer Andern dieselben vorenthalten, und diese alsdann wegen ihrer Nichtkenntniß verdammen sollte.“ — „Die Sonne warf ein gleiches Licht über die ganze Welt; die Menschen in allen Zeiten und Ländern waren mit Vernunft begabt und mit Augen gesegnet.“ —
(Th. Paine.)

Warum erfüllte Ein bewegender Grundgedanke ganze Zeiten? —

„Es kann nicht ein anderes Gesetz jetzt geben und ein anderes in Zukunft, sondern dasselbe ewige, unwandelbare Gesetz begreift alle Völker zu allen Zeiten.“ — (Cicero.)

„Die Welt ist jetzt so alt, und es haben seit Jahrtausenden so viele bedeutende Menschen gelebt und gedacht, daß wenig mehr Neues zu finden und zu sagen ist. — Ich war längst überzeugt, es gebe nichts Neues unter der Sonne, und man könne in den (alten) Ueberlieferungen gar wohl schon angedeutet finden, was wir selbst gewahr werden, denken oder wohl gar hervorbringen. (Göthe.)

„Der Baum der Humanität — — unzählige Hände trugen zu seiner Wartung und Pflege bei.“ — (Herder.)

In Commission bei L. Saunier in Stettin sind von demselben Verfasser erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch der religiösen und moralischen Bildung. I. Band in 8 Heften 32 Bogen enthaltend: Vergleichende Prüfung alter Religionen.

Reden, in 3 Heften 20 Bogen, über Kirchenthum und Wissenschaft, Erb- und Todsünden, Abraham, Mosaische Bücher, Jonas, Judas, Teufel, über Jesus, den Gott und Menschen, Gottesläugner, Beten aus Noth, Temperamente, Religionsfreiheit, Duldung, Krieg und Frieden.

Einzelne Reden über Priesterrock und Cruzifix, Feinde u. a.

Eine Rede zur Vermählungsfeier im Familienkreise.

Vier Vorträge über die **Unsterblichkeitsfrage.** 4 Bogen.

Abhandlung über Menschennatur und Würde. 4½ Bogen.

Druck von C. F. Rühlow in Stettin.